



Jeden Sonntag erscheint
eine Nummer.

Dreunddreißigster Jahrgang.

N^o. 27.

Stuttgart, Leipzig und Wien.

Preis einer Nummer
15 Pfennig.

Die Hochstapler.

Roman

von

Sans Dachsenshausen.

XXXIX.

Valeska hatte sich an diesem Morgen in Fiebersehnsucht im Lager erhoben. Mit fliegenden Pulsen inmitten des Sommers stehend, die hämmern den Schläfen mit den Händen bedeckend, hatte sie sich vergegenwärtigt, was in der Nacht geschehen.

Mit dem Gedanken, ihrem elenden Leben ein Ende zu machen, war sie im Morgengrauen erwacht und dann wieder in den Zustand vom Fieber geschüttelten Halbbewußtseins versunken.

Diese schmachvolle Existenz sollte aufhören und damit der Fluch gebrochen werden, der sie verfolgte seit dem Tage, da sie in jugendlicher Unersahrenheit das Opfer dieses Eschenburg geworden. Aber sie wollte nicht aus der Welt gehen, ohne eine That der Sühne — sie wollte die Welt von diesem Scheusal weichen und dann als gute Katholikin mit dem frohen Bewußtsein jenseits Vergeltung zu finden.

In dieser Nacht war das Maß ihrer Schmach überroll geworden. Sie hatte wiederum die Helferin dieses Schurken sein müssen, hatte die Hand reichen müssen, um einen Mann wie Hangenstein, den sie liebte, nicht nur um seinen Frieden, auch um einen Theil seines Vermögens zu bestehlen, und wer bürgte ihr dafür, daß Eschenburg, wenn dieser Diebstahl entdeckt wurde, sie in den Verdacht stieß, falls es seine Pflicht war, sich ihrer auf diese Weise billig zu entledigen. . . Und wenn sie dann vor Gericht gezogen ward . . .

Ihr graute vor dem Gedanken, daß ihre Vergangenheit an das Tageslicht gezogen werde, daß sie, die sich in dem Kreise der großen Hangenstein'schen Bekanntschaft die Achtung aller Damen gewonnen, wie eine Verbrecherin dastehen werde. Wer konnte diesen John van der Recken hier, der jedenfalls nach dieser That verschwinden war! Wer hätte ihr das Märchen geglaubt, daß derselbe in der Soirée unter Hangenstein's Wäste erschienen, um ohne Aufsehen in dessen Arbeitszimmer dringen zu können! Wer hätte ihr Glauben geschenkt, wenn sie von Eschenburg's Schandthaten erzählte, gegen den sie doch nicht den Schein eines Beweises hätte vorbringen können!

Schon einmal war sie in eine ähnliche Lage gedrängt worden; an-

statt ihre Unschuld dadurch zu beweisen, daß sie die Schurkreien Derer aufdeckte, die sie gemißbraucht, ward sie der Verleumdung schuldig befunden, und woher hätte sie jetzt noch den Muth zu Aehnlichem genommen, die schon beim ersten Schritt vor das Gericht als schuldig dastand, weil sie einen falschen Namen trug, den wiederum Eschenburg ihr gegeben!

Er konnte sich herausreden, wenn sie sich auf ihn berufen wollte; er hatte ihr in Florenz nach ihrer Ankunft die Legitationspapiere der dort im Spital verstorbenen

Frau von Kerstowan auf den Tisch gelegt, als habe er sie dort vergessen, und sie, als er wiederkehrte, mit diesem Namen angeredet. Sie hatte es geduldet, als er sie unter demselben Anderen vorgestellt, und nichts — das fühlte sie — gab es in dieser Beziehung zu ihrer Rechtfertigung; nichts auch bot sich ihr, wie viel sie schon darüber gesonnen, was ihr zu einer Handhabe gegen diesen Teufel hätte dienen können, der stets hinter der Coullisse arbeitete.

In wilder Hast kleidete sie sich im Morgengrauen an. Todesstille herrschte noch im Hause. Sie stieß die Fenster auf, denn die verzehrte Luft in den Räumen nahm ihr den Athem, und starrte auf die öde Straße.

Die ersten Vögel begannen in den Bäumen umher leise zu zwitschern, die Schwalben machten für ihre Brut die Frühjahrsgabe auf Insekten, in den Morgennebel mischte sich die klärende Tagesfärbung. Sie sank unter der Fensterbrüstung zusammen und lehnte die Stirn auf einen Sessel.

Ein Geräusch weckte sie aus ihrem Hinbrüten. Die Hausglocke war's, die heftig gezogen wurde. Angstvoll laufend kniete sie da.

Der Portier öffnete das Thor. Sie vernahm die Stimme desselben. „Herr Baron,“ hörte sie unten ganz deutlich. Dann unterschied sie schwere, dumpfe Tritte unten im Hause.

Er hatte also den Rest der Nacht außerhalb des Hauses verbracht, hatte die Ruhe nicht finden können. Er war unglücklich, und sie, die Verdammte der Gesellschaft, die kein Recht mehr besaß, einen ehrenhaften Mann zu lieben, sie hatte, unter der Wucht dieses Fluches sich aufbauend, ihm den seinigen in's Gesicht geschleudert, hatte in einem Anfall von Eifersucht und Neid sein junges Weib verrathen, das ihr so viel Freundschaft gewährt! Sie hatte Eschenburg's Auftrag erfüllt.

Und jetzt, wie sie da kniete, wie das Bewußtsein der unwürdigsten That, ein Gefühl von Zerknirschung über sie kam, war's ihr, als müsse sie hinab zu ihm, als müsse sie ihm sagen, daß sie gelogen, daß sie unter dem Druck eines Elenden gehandelt, dem er sein Vertrauen geschenkt.

Sie erhob sich mit wankenden Knien und that einige Schritte; aber sie zauderte. War's nicht noch Zeit, zu überlegen? Was that es, wenn auch Andere unglücklich? Besaßen diese Anderen das Privilegium, zufrieden zu sein? Und war das Alles, was sie als Rache gegen Eschenburg, ihren Verderber begehrte, der sie vielleicht verlachte, verhöhnte und unfehlbar wieder über sie triumphirte!

Sie wollte denken, überlegen, ehe sie mit Satanas in den Kampf eintrat. Aber mit so franten Sinnen! . . . Ihr war's gleichgültig, ob



Unser täglich Brod.

Der liebe Gott
Gibt uns das Brod:
Mein Kind, vergiß es nicht!
Und wende du
Dem Himmel zu
Voll Dank dein Angesicht.

Vergeude nie,
Was Gott verleiht
Zu mäßigem Genuß:
Doch brich dein Brod
Dem, der in Noth
Und Elend darben muß.

Wer täglich satt
Des Brodes ist,
Kennt oft nicht seinen Werth:
Doch wenn es fehlt,
Wen Hunger quält,
Der weiß, was er entbehrt.

Gott wolle dein
Besünder sein,
Daß nie du Mangel hast,
Und daß du auch
Nach altem Brauch
Kannst laben einen Gast!

Eg. Lang.

sie zu Grunde ging in diesem Kampf; sie wollte es sogar, denn die Hoffnung auf eine bessere Zukunft, mit der er sie immer gebändigt, ihr schmeichelnd, daß sie in derselben einer ehrbaren Frauenexistenz zurückgegeben werden sollte, die hatte sie aufgegeben, seit ihr die stille Neigung für Wolf die beschämende Ueberzeugung gebracht, daß sie einen unbescholtene Mann nicht betrügen dürfe, daß aber ein Anderer, einer von Denjenigen, in deren Kreis sie durch Alban drüben in Amerika geführt worden, ihr nur Verachtung einflößen, sie zehnfach elend machen könne, weil er — auch sie nur mit derselben werde behandeln können.

Sie wollte dieses verlorene, unrettbare Leben nicht mehr, das dem Kinde unter äußerlich sorglosen Verhältnissen einst so freudig aufgegangen; aber der es ihr vergiftet, er sollte es bezahlen. Was waren ihr noch die Gerichte, die Strafe, vor der sie so lange auf der Flucht gewesen! Diese Gerichte konnten ihr nicht so viel nehmen, wie sie selbst sich zu nehmen bereit war, diese verfluchte Existenz, ja auch nicht mehr konnten sie ihr nehmen wollen, nachdem sie ihre Rechnung mit diesem Satan geschlossen; vor dem andern, dem höchsten Richter, stand sie jedenfalls schuldlos da.

Wohlthuend, beruhigend durchströmte sie der Gedanke an eine That, das Bewußtsein, endlich Alles überwunden zu haben, was sie so kleinmüthig vor einer solchen zurückgeschreckt.

Sie wandte zurück und sank auf denselben Divan, auf welchem sie Wolf in der Nacht gefunden.

Es war beschlossen in ihr: erst er, dann sie! Die tiefe Morgenstille, die Ruhe, die plötzlich in ihr selbst herrschte, lösten die schreienden Dissonanzen ihres Gemüths. So lange sie stets im Kampfe mit sich selbst und ihrem Geschick, hin und her geschleudert von einem Entschluß zum andern, hatte sie sich noch immer an die elende Dasein geklammert, so lange ihrer Jugend noch die Hoffnung geschmeichelt, sich noch einmal hinauszustürzen in die weite Welt und ein neues Dasein zu beginnen — so lange hatte die Hoffnung den Ekel an ihrer Existenz, die Reue und die Verzweiflung beschwichtigt. Und socht sie inzwischen auch zuweilen die Mißgunst, die Eifersucht gegen ihre junge Herrin und Freundin an, so beugte sie sich vor der Herzlichkeit derselben, und das Bewußtsein, in Wolf's Nähe sein zu können, that ihr wohl. Jetzt aber, seit sie sich von Neuem zur Handlangerin ruchloser Intriguen gemacht sah, und der Abscheu vor sich selbst, die Ueberzeugung, daß Eschenburg, nachdem sie seinen Willen gethan, eine Gelegenheit ergreifen werde, sie zu opfern — jetzt übermannte sie die Furcht, marterte sie das Gewissen.

Der Entschluß zu einer erlösenden That, weit entfernt, dämonisch in ihr zu lodern, wiegte sie allgemach in himmlische Ruhe. Wiederum sah sie sich als Kind, als eben erblühende Jungfrau, wie sie unter den Augen der Mutter draußen im Prater auf dem Rasen spielte, und selbst als ihre Gedanken sie zu dem Schreckensstage führten, an welchem die Nachricht kam, daß der Vater verhaftet, als die Erinnerung sie zu jenem Momente führte, wo sie...

Sie schloß die Augen minutenlang; dann faltete sie die Hände auf der Brust und sprach ein Gebet.

„Es ist ja Alles vorüber, es soll Alles geführt werden!“ flüsterte sie mit zitternden Lippen. „Der Gott da oben, der ja auch der Gott der Strafe, der Rache ist, wird mir Rath und Kraft geben, und ist es geschehen, auf den Stufen seines Altars will ich nach brünstigem Gebet um Verzeihung diese arme Seele ihm zurückgeben! Und wenn die Welt erfahren sollte, wer die bühende Sünderin ist, Wolf und auch sie, sein Weib, sollen nicht wissen, daß ich so elend gegen sie gehandelt! Durch mich soll Niemand hören, daß ich die strafbare Sklavin dieses Henkers gewesen, und so werden sie mir ein gutes Andenken bewahren!“

Lange noch sah sie da, bis der Tag heraufgegangen und die Sonne die Kronen der Bäume vergoldete. Dann erhob sie sich, kräftiger und gefasster, und ordnete mit Ruhe ihre Toilette.

Sie wollte fort aus diesem Hause, so war ihr Entschluß, denn sie hätte Wolf nicht mehr begegnen können, seit sie sich erinnerte, was sie ihm gestern gesprochen, seit sie sich bewußt, daß sie ihm in ihrer Tollheit einen Blick in ihr Herz gewährt. Auch Lucy wollte sie nicht sehen; sie fühlte sich zu schuldbeladen ihr gegenüber.

Die Umstände waren ihrem Vorhaben so günstig. Lucy war jedenfalls um die kranke Schwester beschäftigt, das Haus gehörte wieder den Arbeitern, die frühzeitig Alles hinweg zu räumen hatten, aber... Wenn Wolf sie vielleicht aufsuchte, wenn er weitere Auskunft von ihr begehrte, vielleicht gar Rücksicht über das Andere verlangte, was sie so unbedonnen gewesen, ihm zu verrathen...

Sie trat in ihr Schlafgemach und packte mit zitternden Händen auch das Letzte ihrer Habseligkeiten ein, was sie in der Aufregung der Nacht vergessen, und dann, als Alles so geordnet, daß sie nicht mehr zurückzukehren brauchte, wenn es so sein sollte, verließ sie die Zimmer.

Niemand bemerkte sie, denn die Handwerker waren bereits da und der Diener und der Portier bei diesen beschäftigt. Hoch aufathmend trat sie zum Hause hinaus.

Der Wechsel der Luft, die totale Verstimmung ihrer Nerven bereiteten ihr Schwindel. Sie tappte an den eisernen Gartengeländern der Landhäuser entlang, schwankte dann in die Steige zwischen den Rasen und sank endlich einer Ohnmacht nahe auf eine Bank.

Niemand sah sie, denn Alles war noch still hier draußen, wo man so spät erwachte.

Dort drüben lag der kleine Teich. Einige Kinder spielten um denselben mit ihren Wärterinnen. Sie schaute lange und mit fast verschleierte Augen auf die trübe Wasseroberfläche und ihr Herz begann wieder in unregelmäßigen, oft aussetzenden Tacten zu schlagen.

Noch war es zu früh! Es war noch Zeit genug! Sie hatte erst die Aufgabe ihres Lebens zu erfüllen.

Die Morgenluft klärte endlich ihre Sinne. Mit mehr Theilnahme schaute sie umher. Aber die Menschen, die da in kurzer Entfernung an ihr vorüber gingen, waren ihr gleichgültig; sie sah nur Schatten in ihnen, und wenn einer sie, die Einsame, mit zuckender Neugier anschaute, stieg ihr der Ekel wieder aus dem Herzen heraus.

Niemand hatte ihr wohl gewollt in dieser Welt, und wer sich den Schein gegeben, der hatte sie belogen, mißbraucht; sie war nicht schlecht genug gewesen, um ihnen mit Gleichem zu begegnen, nicht stark genug, um sich vom Sturz aufzurichten, nicht klug genug, um, als sie gesunken, ihrer Umgebung mit gleichen Mitteln zu trozen, und doch hätten Alle, wie sie da vorübergingen, sie verachtet, wenn sie wußten, wer sie sei... sie Alle, die nicht besser, nur glücklicher waren als sie!

Sie wandte sich ab, wollte Niemand sehen; sie verabscheute Alle. Sie wollte denken. Vor sich hin brütend sah sie da und grub in ihrem Gedächtniß alle die alten Rachepläne aus, die sie schon früher gegen ihren Verderber entworfen. Aber die Gedanken stachen ihr Hirn wie Nadeln; sie fand keinen Zusammenhang, keinen Faden, nur die gehasste Person dieses Menschen stand vor ihr, sein gleichnerisches Lächeln, sein glattes, verbindliches Wesen, mit dem er ihr immer wieder die Hände gebunden und sie, wenn sie sich empört, vor seine Füße gelegt.

Es litt sie nicht mehr am Platz; scheu und blindlings suchte sie in den Gebüsch umher, bis sie eine ganz unbewachte Stätte fand, und hier rang sie in einem Zustand des Paroxysmus die Hände, ihre Zähne knirschten auf einander, sie zerbrach den Sonnenschirm und warf die Stücke um sich.

„Verflucht sei der Tag, an dem ich geboren ward!“ ächzte sie, sich auf der Holzbank windend. „Verflucht sei er, dem ich dieses elende Leben danke, er, der im Kerker vielleicht jetzt eben seines Kindes gedenkt, das er der Barmherzigkeit der Eger und Hyänen überantwortet, der die arme, schwache Mutter in den Tod getrieben! Verflucht sei Alles, Alles, dieses Jammerleben, das mir vergiftet worden, als ich kaum zu erkennen begann, was Leben sei!“

Ueberwältigt, zu Tode ermattet durch innern Kampf, sank ihr Kinn auf die Brust. Mit offenen Augen sah sie da, während ihre Seele in vollkommene Betäubung versunken.

Niemand störte sie an dem heimlichen, abgelegenen Plätzchen. Eine Bonne kam wohl mit ihren Kindern, die Lieblingsplatz der Lehrerin suchend, aber mitleidig entfernte sie sich, um die scheinbar schlummernde nicht zu stören. Ein den Thiergarten durchstreifender Hund beschnoperte den Saum ihres Kleides, aber die Ruhe der Unglücklichen achtend, trabte er weiter.

XL.

Die vornehme Welt bewegte sich wieder um ihre gewohnte Stunde auf der Thiergartenpromenade. Nur der Landauer mit den beiden pikanten, fremdländischen Frauen gesickert fehlte diesmal; auch Wolf, Pablo und Eschenburg waren nicht unter den Reitern. Zudem schien das Wetter unsicher; der Himmel bewölkte sich leicht, ein scharfer Wind jagte die hellbraunen Deckblätter der Akazientopfen wie einen Regen über die Chaussee und der Flaum der Pappelblüte flog wie Baumwolle durch die Luft, der Pöbel, und das Rothfädelchen sangen ihre Maizenlieder in den Bäumen, nur der Fink klagte melancholisch, es werde wohl Regen geben.

Die Mehrzahl der Fahrenden und Reitenden war heute bei dem unsicheren Wetter nur gekommen, um dagewesen zu sein, allenfalls ein Wort über den traurigen Vorfall der gestrigen Nacht auszutauschen, und früher als sonst leerte sich die Promenade wieder.

John hatte kein Interesse für dieselbe. Sich in die Steige vertiefend, hier und da hinter dem Buschwerk auslugend, nach der Uhr schauend, umstreifte er die Stätte mit wachsender Ungeduld.

Wenn sie wirklich kam, wollte er nicht der Erste am Platze sein, denn sie konnte, ihn erblickend, plötzlich wieder andern Willens werden und umkehren.

„Sie wird jedenfalls neugierig sein, von mir zu erfahren, oder aber das Bedürfnis fühlen, mir etwas zu sagen, wenn das Geld vermißt worden. Verrathen hat sie mich sicher nicht.“

Der Thiergarten leerte sich; es drohte ein Frühlingsgewitter. Nach den Wolken blickend, suchte Alles den Heimweg.

„Das fehlt mir auch noch!“ groelte John, den Flüchtigen nachschauend. „Aber wenn ein Weib etwas will, scheut es das bösen Wetter nicht.“

Und John täuschte sich nicht. Eine Viertelstunde wohl hatte er vorsichtig die Stätte umkreist, als er, während Alles nach Obdach suchte, eine Gestalt, jung und behend, in dunkler Kleidung, die der Wind auf ihre Glieder preßte, gegen die Strömung der nach Hause Eilenden ankämpfen sah. Durch den Schleier vor sich hinaus blickend, hielt sie in der Entfernung von einigen hundert Schritten an, stand

einige Sekunden überlegend und setzte dann schwankend ihren Weg fort.

„Wußt' ich's doch!“ John erhob sich zufrieden und schritt der Kommenden entgegen.

„Ich danke Ihnen, Valeska!“ rief er ihr zu. „Ich danke auch dem Wetter, das uns eine unbelästigte Unterhaltung gestattet wird!“

Er wollte ihr die Hand reichen, aber sie sah das nicht, schaute auch durch den dichten Schleier nicht auf. Es schien, als bereue sie, gekommen zu sein, jetzt, da sie vor ihm stand, und erst jetzt auch wahrte er durch den Schleier, wie bleich sie war, wie dunkel der Schatten, der ihre Augen umrahmte.

„Was ist Ihnen!... Sie sind krank!“ rief er, bemerkend, wie sie zuckend den Arm ausstreckte, als suche sie in dem Anprall des Windes, der eben durch die Gebüsch fuhr, einen Halt.

Er streckte den feinen aus und legte ihn besorgt um ihren Leib.

„Sie zittern! Was ist geschehen, Valeska?“ erschreckend sah er, sich zu ihr beugend, die Entstellung ihrer Züge, die farblosen Lippen, die eingesunkenen Wangen und Augen.

Sie antwortete nicht. Dem Wetter aufgejaagt, war sie umhergeirrt, schwindelnd, mit geblendeter Sehkraft, keines Gedankens, keines Willens mehr fähig, den Tod im Herzen und doch mit dem Brand in demselben, dem ihre Sinne versengenden Trieb, etwas Furchtbares zu thun — strasste zu thun, denn ihr Tod sollte sie ja schützen vor jeder Verantwortung.

John empfand aufrichtiges Mitleid, als er die Unglückliche, die so macht- und willenlos, in seinem Arm hielt. Ihre Glieder waren gebrochen, ihre Lippen standen geöffnet, ihre Augen schauten so gläsern.

„Ich will nicht fragen,“ fuhr er fort, selbst verlegen um Hülfe und den andern Arm über sie streckend, als wolle er sie decken vor den eben herabfallenden Regentropfen, die auf den Blättern der Büsche umher ein trommelndes Geräusch verursachten. „Suchen Sie nur für einige Minuten Kraft zu gewinnen; wir finden ja ein Obdach hier in der Nähe!... Valeska, fassen Sie Muth!“ beschwor er sie, die Haltlose zur Bank schleppend. „Nur so viel Fassung, um Sie zur Strafe drüben führen zu können, wo ich einen Wagen finden werde. Es würde Aufsehen erregen, wenn ich Sie dahin trüge, denn Sie können nicht bleiben; das Wetter zieht herauf.“

Seine Worte schienen von ihr verstanden zu sein; sie griff plötzlich mit den Armen um sich, suchte sich von der Lehne der Bank aufzurichten und schüttelte abweisend den Kopf. Der Gedanke, von ihm berührt zu werden, ließ sie ihre letzten Kräfte aufbieten.

„Ich kann!“ flüsterte sie, ohne aufzuschauen. „O, ich... kann...“ Sie erhob sich, lehnte sich auf seinen Arm und blickte verzweifelt vor sich hinaus... „Wo sind wir?“

„An derselben Stelle, an der Sie mir versprochen...“ „O nein! Es war nicht mein Wille... Ich wußte nicht... Ich ward von einer Ohnmacht befallen... Fremde Leute weckten mich... Ich entflohe ihnen... Lassen Sie mich... ich will allein...“

Sie that einige Schritte, hielt dann aber schwankend inne.

„In diesem Zustand, Valeska!... Ich sehe es Ihnen an, Sie bedürfen vor Allem einer Stärkung; Ihre Kräfte sind erschöpft; Sie würden sich erholen, wenn...“

„Einer Stärkung!“ Sie führte die Hand an die Stirn und preßte den schon vom Regen feuchten Schleier auf die selbe. Und der kühlte, erfrischte sie.

John war entschlossen, sie nicht aus den Händen zu lassen. Es war etwas geschehen, was er wissen mußte, und ihr Zustand derart, daß er Gelegenheit gab, sich in ihr Vertrauen einzuschleichen.

„Drüben jenseits der Straße ist ein Restaurant, Sie würden dort unterkommen finden; der Regen nimmt... Eine Erfrischung wird Sie wieder herstellen.“

Valeska nickte vor sich hin. Sie fühlte: das war's, was ihr fehlte.

„Ich verließ im Morgengrauen das Haus, wann mir recht ist,“ sagte sie, mühsam ihre Gedanken sammelnd... „Aber ich empfinde den Regen nicht.“

„Geben Sie mir Ihren Arm, Valeska, wenn Sie sich irgend im Stande fühlen, die wenigen Schritte gehen zu können. Ich trage Sie so weit, bis wir unter Menschen sind. Es denkt ja in dem Wetter Jeder nur an sich; man wird uns nicht beachten.“

„Nein, nein!... Aber ich... will!... Ich fühle einen Schmerz hier innen... Es ist die Erschöpfung, aber ich bin ja stark!“

„Ich weiß es, Valeska!“ Er bemächtigte sich ihres Armes... „Ich wäre meinerseits stark genug, Sie bis zu jener Allee zu tragen.“

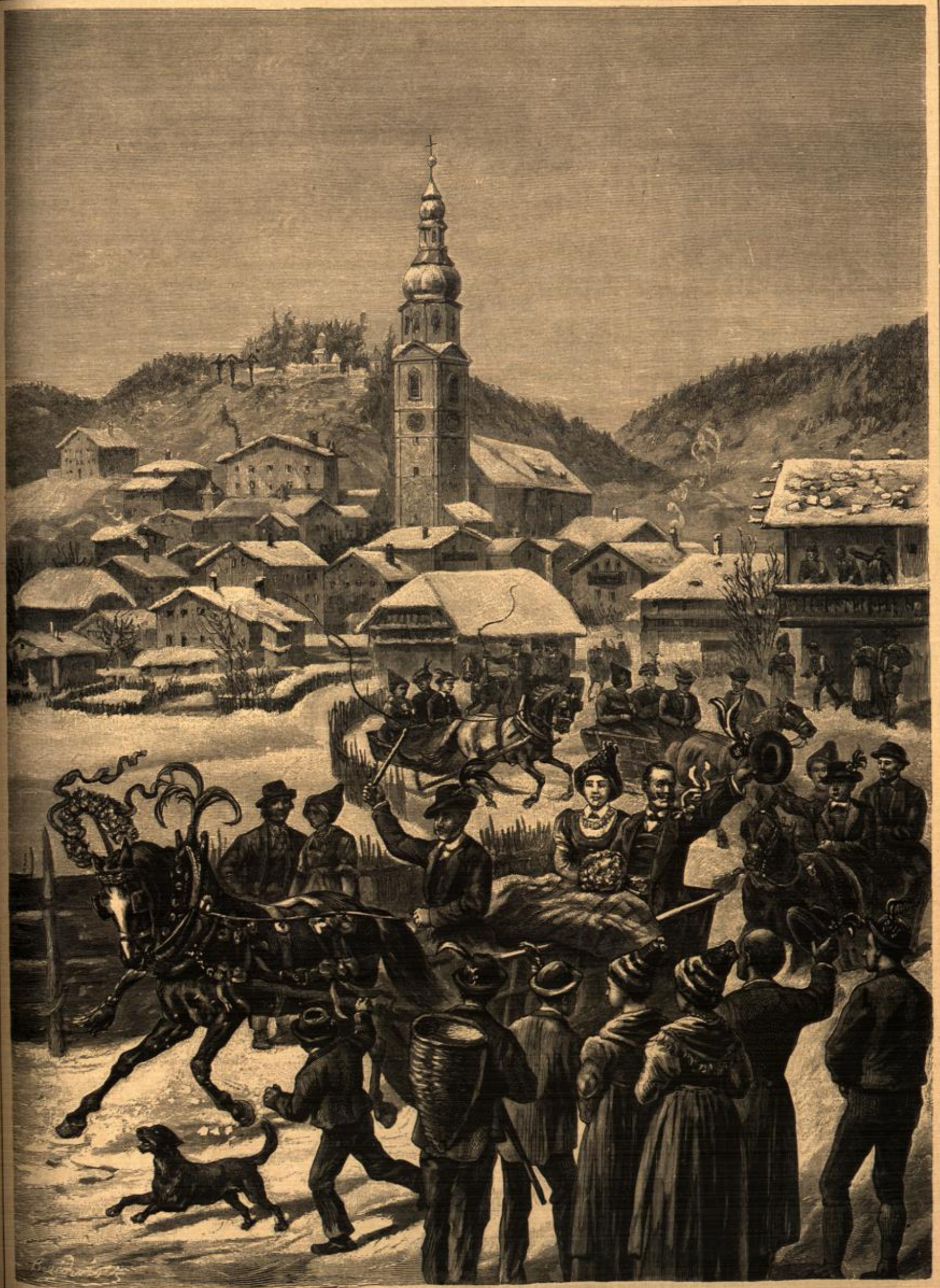
Sie wollte ihm furchtsam den Arm wieder entziehen, und so gab er denn nach. Langsam geleitete er sie durch den ersten Steig. Der Regen schlug ihnen in's Gesicht, aber schien nichts zu empfinden. Erst als sie die Bäume der Allee mit ihren halb entfalteten Laubbäumen erreichten, machte sie sich los von ihm und lehnte sich an einen der Stämme.

„Es ist genug!“ sagte sie mit wiederkehrendem Trost. „Ich werde einen Wagen finden.“

„Und wohin wollen Sie? Haben Sie so wenig Fer-



Das Abundantiahaus mit den „Kaiserhallen“ in Berlin. Originalzeichnung von W. Geisler. (S. 315.)



Eine Hochzeit in Rastkruitt (Sudtyrol). Nach einer Skizze von A. Härtling. (S. 322.)

Bestigungen beraubt, emigriert und wie Tausende ihres Standes durch die Noth gezwungen, sich den Lebensunterhalt auf eine oder die andere Art selbst zu erwerben. In dem gedachten, stets halbdunklen Zimmer hing an der einen Wand das lebensgroße Brustbild ihres Gemahls, eines bleichen, ernsthaften Mannes in weißer, mit den Lilien der Bourbonen gezierten Uniform, ihm geradeüber ein sehr nachgedunkeltes, aber prachtvolles Blumenstück aus der holländischen Schule. Ein sehr altes, wunderbar hartes Kanape, vor demselben ein ebenso alter Kassetisch auf drei erschrecklichen Geierfüßen stehend, eine uralte Kommode mit Eichenholzschmuck und bereinst vergoldet gewesenen Ringen und Buckeln, nebst einem Halbbusend hochlehner Stuhle bildeten das Ameublement des Zimmers. Man war damals eben genügsamer als heutzutage und rechnete nicht mit Milliarden. Es war in den ersten Tagen des Januar 1842, denke ich, als ich Vormittags nach genommenem Bade und der obligaten Abkühlung in das Gesellschaftszimmer hinabging, um in einer unerheblichen ökonomischen Angelegenheit mit un'erer lebenswürdigen „heissen Gräfin“, wie wir sie wohl sub rosa nannten, unter vier Augen zu sprechen. Im Zimmer herrschte in Folge des bewölkten Wintertages ein Rembrandtsches *clair-obscur*, nur von einem hin und wieder wild aufblitzenden Schein des Braunkohlenfeuers im noch nicht geschlossenen Eisenofen roth überhaucht. Niemand war darin und ich ging in Erwartung eines Dienboten, der meine Anwesenheit der Frau Gräfin melden sollte, langsam auf und ab. Da hastete mein Blick zufällig auf einem hellen Gegenstand, der halb verborgen unter der uralten Kommode lag. Ich bückte mich, hob ihn auf und trat damit an's Fenster. Es war ein augenscheinlich mit Anwendung von Gewalt aus seinem Rahmen gebrochenes Medaillon von Elfenbein, mit dem Porträt einer jungen Dame in Pastellmalerei. Aber welch' eine meisterhafte Arbeit, welch' ein wunderbares Gesicht! Aus der vollen, von einem leichten Gewande knapp verschleierten Büste hob sich ein grazioser Hals auf's Anmuthigste heraus. Er trug ein von vollen, fast wildverworrenen schwarzen Locken umgebenes Gesichtsoval, dessen in südlichem Farbensolorit schimmernder Teint der niedern, aber breiten Venusstirn, den dunklen, leidenschaftlich brennenden Augen, der schöngeformten Nase und dem liebrenden Munde einen unwiderstehlichen Zauber verlieh. — Ich stand verjunkt in den Anblick des reizendsten Gesichtes, das ich auf Gemälden oder im Leben je gesehen zu haben mich erinnerte, als ein Dienbote der Frau Gräfin erschien und mir mittheilte, dieselbe sei nicht ganz wohl und bäte mich, gegen Mittag wieder zu kommen. Ich ging. Ich nahm das Bild — o seliges, unseliges Bild! — auf mein Zimmer und hatte Muße genug, eine Kritik, die ich unten in der trüben Beleuchtung und in ein paar Minuten gemacht, oben im hellen Tageslichte während mehrerer Stunden durchaus und in jeder Beziehung bestätigt zu finden. Und mehr als das. Noch trunken von Bewunderung stieg ich mit dem kostbaren Schatz in der Hand gegen Mittag mit schwerem Herzen in das Gesellschaftszimmer hinab, um denselben meiner Wirthin, als der rechtmäßigen Besitzerin, auszuhandeln. Ihre Bewunderung über das Medaillon war nicht geringer als die meinige über ihre Erklärung, daß das Medaillon nicht ihr gehöre, daß sie nicht die entfernteste Muthmaßung habe, woher dasselbe stamme, wie es in das Zimmer gekommen und wer das Urbild des Gemäldes sei. Nachdem sich mittlerweile auch die beiden anderen Badegäste, der Professor Tauber aus Königsberg und der pensionirte Rittmeister von Dinkel aus Mannheim, zum Mittagessen eingefunden, ging das Bild aus einer Hand in die andere, wurde von allen Seiten betrachtet, kritisiert und bewundert. Man kam schließlich überein, daß dasselbe von einem vorzüglichen Maler der französischen Schule gemalt und kaum drei Jahre alt sei. Eine zweite Frage betraf die Entscheidung darüber, wem der Besitz des Bildes nun zufallen sollte, ob der Frau Gräfin als Eigentümerin des Fundortes oder mir als dem Finder. Wir, die beiden nächsten Präbendenten, bemühten uns mit rücksichtsvoller Verbindlichkeit — sie augenscheinlich leichten Herzens, ich dagegen mit schwer unterdrückter Aufregung — den Besitz dem Gegenpart zuzusprechen. Endlich ward mit allseitiger Zustimmung ein Kompromiß vereinbart. Das Loos sollte entscheiden, wem von den Anwesenden das Gemälde zufallen sollte. Der Dämon des Glücks lächelte, wie auch sonst so häufig im Leben, der Jugend und — ich gewann. Was ich dabei verlor, ahnte ich damals nicht! — Die Freude über mein Glück mochte mir wohl gar zu deutlich auf dem Gesichte geschrieben sein, denn meine beiden Tischgenossen ließen während des Mittagmahles nicht ab, mich in gutmüthiger, feiner Weise wegen der eingegangenen Herzensverbindung, der vom Glück so offenbar begünstigten Ehe, des im Himmel geschlossenen Paktcs, wegen des im Augenblick eroberten Herzens zu necken. Ich nahm ihre Scherze ebenso gutmüthig auf, wie sie gemeint waren, ergriff aber die erste Gelegenheit, den Tisch zu verlassen und mich mit meinem Schatz auf mein Zimmer zurückzuziehen.

Von diesem Tage an war das Porträt der Gegenstand meiner immer neuen, zärtlichen Bewunderung. Ich hütete es wie meinen theuersten Schatz, verschloß es vor jedem profanen Blicke und hätte es um Alles in der Welt nicht aus den Händen gegeben. Ich konnte stundenlang in meinem Zimmer mit dem Bilde in der Hand und in den dämonischen Zauber dieser dunklen Augen versenkt, auf dem Sopha liegen und mich wunderbaren Träumereien, den holdesten

Offenbarungen hingeben, welche von diesen reizenden Zügen ausstrahlten. Mit einem Wort: das Bild hatte es mir angethan. Ich war verliebt in das Bild und befand mich auf dem besten Wege, ein Narr zu werden, wenn ich es eben noch nicht war! —

Doch noch ein Anderes ließ nicht ab, mich zu beunruhigen, die unablässige Mühe, die ich mir gab, zu ermitteln, wie das Bild in das Bad der Königin von Ungarn gekommen sei und wen es darstelle. Aber alle Nachforschungen blieben fruchtlos. Als einziges Resultat meiner Bemühungen ergab sich die Entdeckung von vier Buchstaben, welche sich bei mikroskopischer Betrachtung der Rückseite in einer Ecke erkennen ließen und das mythische Wort „vile“ bildeten. Das war Alles. — Ich hatte das Bild übrigens auch dem halben Duzend Haus- und Badedienern vorgehalten, in der Hoffnung, vielleicht von ihnen irgend eine Auskunft über dasselbe zu erhalten. Auch das war umsonst! — Der Letzte, dem ich es zeigte, ein weißhaariger Schotte, der, weiß Gott von welchem Lebenssturm nach Nachen verschlagen, hier seine Tage beschließen zu wollen schien, sah das Bild lange an und drehte es prüfend in seinen rothhaarigen Bärenohren eine Viertelstunde nach allen Richtungen umher. Dann warf er es hastig und scheu, als brenne es in seinen Fingern, auf den nebenstehenden Tisch.

„O Jesus, Jesus! Euer Gnaden!“ schrie der ehrenwerthe Mac Schorpe. „In's Feuer mit dem Ding da! Sehen es Euer Gnaden nimmermehr an mit Augen! Das Weibsbild hat den bösen Blick und wird Euer Gnaden verderben!“

Damit drehte er sich um und stampfte hinaus — der Esel!

II.

Mittlerweile war meine Badekur beendet und ich befand mich in der frohesten Stimmung über die mir ärztlich ertheilte Genehmigung, den mephistophelischen, wenn auch heilsamen Bädern überhoben zu sein. Gleich mir sollte auch der Rittmeister von Dinkel von seinem Arzte die langersehnte Erlaubniß zur Abreise in seine Heimat erhalten, und so nahmen wir an einem warmen Februararmorgen Abschied von unseren Haus- und Badegenossen und fuhren mit Extrapost zunächst nach Köln. Unterwegs erst wurden wir darauf aufmerksam gemacht, daß der altherühmte und berühmte Kölner Karneval gerade in diesen Tagen seine ausgelassensten Feste feierte. Mich persönlich berührte dieser Umstand geradezu unangenehm, weil dergleichen Volksfeste und Ansammlungen großer Menschenmengen mit ihren lauten lärmenden Szenen, dem Drumter und Drüber, dem verwirrenden Toben und wüsten Tumult überhaupt auf mich einen peinlich aufregenden, bedrückenden Einfluß ausübten. Was aber war zu thun? — Ich hatte meinem lebenswürdigen Badegenossen bei der Abreise das Versprechen gegeben, einige Tage mit ihm in Köln zuzubringen, wo ihn theils Geschäfte, theils verwandtschaftliche Verbindungen festhielten, und dann noch auf kurze Zeit in seine Heimat zu begleiten. Meinem Versprechen durfte ich nicht untreu werden. Ich blieb. Wir logirten zusammen im Hotel de Cologne, dicht am Ufer des Rheins. Wenn ich auch tagsüber gewöhnlich in meinem vom Straßenlärm entfernten Zimmer blieb, dessen Fenster nach Deutz hinüber und nach dem Rhein eine köstliche Aussicht gewährten, ließ ich mich doch hin und wieder von meinem Begleiter verleiten, Abends auszugehen und einzelne Festlokale zu besuchen. Er behauptete scherzend, er sei vom Schicksal berufen, meine in dieser Beziehung vernachlässigte Erziehung zu vollenden und müsse mich, indem er die entschiedensten Reime zu einem künftigen Volksredner und Staatsmanne wahrnehme, an das Wesen der Deffentlichkeit in allerlei Gestalt gewöhnen. Ich konnte ihm den Wunsch nicht gut abschlagen und bemühte mich, seine frohe Laune, die sich eben im Volksgewühl am prächtigsten entfaltete, mindestens nicht zu trüben.

Die Uhr mochte halb zehn sein. Wir hatten die Oper, durch die ramponirte Stimme des zweiundfünfzigjährigen Heldentenors indignirt, in derjenigen Szene der „Stummen“ verlassen, in welcher er mit anerkennenswerthem Fleiß bemüht war, die arme Fenella und nebenbei auch das spärliche und mißgestimmte Publikum in den Schlummer zu singen. Da es indessen noch früh am Abend war, schlug mein Rittmeister vor, die Maskenbälle in den Sälen des uralten Gürzenich zu besuchen, von denen man ihm als einer Merkwürdigkeit in unserer merkwürdigen Zeit gesprochen. Wir bangte, ich weiß nicht warum, vor diesem Besuche. Aber ich ging, weil ich ihm die Bitte nicht abschlagen mochte. Mein Verhängniß trieb mich dahin. Das phantastische und burleske Gemälde zu schildern, das sich dort vor unseren Augen entrollte, dazu gehört der Pinsel eines Hogarth und die Phantasie Callot's! — Wir hatten das leere und langweilige Opernhaus verlassen — hier empfingen uns Korridore, Logen, Parterre und alle Säle überfüllt und von frenetischem Jubel erdröhnend. Wir nahmen Domino und Halblarve und machten die Runde durch alle Räume. Die dritte Maske sprach uns an, schleuderte uns Wiße, Neckereien — feine und abscheuliche — in's Gesicht. Vornehme, adelige und reiche Leute unter der gemeinen Verkleidung von Postillons, Handwursten, Fickelhärigen oder Fischweibern; — arme Handwerker, Commis und Matrosen in den Masken von Fürsten, Königen und olympischen Göttern; — junge Leute von Namen, Herz und Verdienst, welche Familie, Aemter, Künste und Politik hinter die Thüre an den Nagel gehängt, trieben sich mit prächtigen und reizendsten weiblichen Gestalten von zweifelhaftem Rufe und mehr

als bedenklichen Toiletten und Kostümen unter den von dem Gelächter und Gejauchze fast übertäubten Klängen der Musik in chaotischem Gewühle durch den Saal. Die Musik begann einen Tanz und schuf damit eine gewisse Ordnung in das Chaos, eine Bildung von Krystallisationen in den durcheinander wogenden Elementen. Der bei diesen bacchantischen Touren aufwirbelnde Staub drohte die kundenflammigen Kronleuchter zu verfinstern. Diese Schrecknisse der Bewegungen, diese Ausgelassenheit, diese Raserei, diese Getöse, diese Verwirrung, diese brausende Musik konzentrierten sich in meinem Gehirn und drohten meinen Kopf auseinander zu sprengen. Bald wußte ich nicht mehr, ob ich vor Augen hatte, Traum oder Wirklichkeit, ob ich nicht der einzige Sinnlose und jene Hunderte vor mir vernünftig seien; es ergriffen mich seltsame Versuchungen, mitten in dieses diabolische Treiben hinein zu springen wie Faust in den Herensabbath. Ich war entsetzt, mir bangte vor mir selber, ich stürzte aus dem Saale. —

Ich war draußen athemlos, verwirrt stehen geblieben und nahm die Larve von meinem brennenden Gesicht, um zu mir zu kommen. Vergebens sah ich mich nach dem Rittmeister um. Das Gedränge und Gewühl hatte mich von einander gerissen.

In diesem Augenblick der Wiederkehr meines Bewußtseins rollte eine elegante, blitzende Equipage rasch am Gange vor. Eine Dame stieg oder stürzte vielmehr aus dem Schlage, ohne abzuwarten, daß der reich gekleidete Bediente denselben geöffnet. In der Halle drehte sie das Kopf rathlos rechts und links, wie Jemand, der sich verirrt hat. Ihr paillegelbes Seidenkleid war mit einem rothen Domino bedeckt und auf den schwarzen Loden trug sie einen spanischen Hut mit Feder und funkelnder Agraffe, vor dem Gesichte eine Sammetmaske. Sie ging mit raschen jugendlichen Schritten an die Eingangstür und faßte den Diener.

„Ihr Villet!“

„Mein Villet?“ antwortete eine hastige, aber melodische Stimme. „Ich habe kein Villet.“

„Dann bitte ich, nehmen Sie eins an der Kasse,“ antwortete der Thürsteher.

Die Dame kehrte in die Halle zurück und suchte hastig in den Taschen des Kleides.

„Kein Geld!“ rief sie. „Ah... dieser Ring! Geben Sie mir eine Eintrittskarte für diesen Ring — der Ring ist fünfhundert Franken werth.“

„Unmöglich!“ antwortete die Frau an der Kasse achselzuckend, „wir machen dergleichen Geschäfte nicht.“

Damit schob sie den Ring zurück, dieser fiel zu Boden und rollte bis zu meinen Füßen.

Die Dame stand wie angewurzelt und schien, in einem Gedanken vertieft, den Ring vergessen zu haben.

Ich hob ihn auf und überreichte ihr ihn.

Sie blickte mich überrascht, aber überlegend einen Augenblick an. Ich sah in ein paar dunkle, blitzende Augen, einen Blick, der mir alles Blut in das Herz trieb. Ich glaubte diesen Blick zu kennen. Dann legte sie plötzlich ihren Arm in den meinen.

„Sie müssen mir Eintritt verschaffen — wer Sie sind, erbarmen Sie sich meiner — es muß sein!“

„Ich kam soeben heraus, Madame, und —“

„So geben Sie mir sechs Franken auf diesen Ring!“ — Mein Gott, ich kenne Sie, — wo habe ich Sie gesehen, wo Ihre Stimme gehört? — Sie werden einer Dame diesen Dienst nicht verweigern, für den sie Ihnen das ganze Leben hindurch danken wird.“

Ich steckte ihr den Ring an den Finger der jähzornigen Hand, nahm zwei Eintrittskarten an der Kasse und reichte ihr meinen Arm. In den Korridor gelangte ich, wie sie zitterte und wankte.

„Leiden Sie?“

„Nein, nein, nur ein Schwindel!“

Sie legte ihre zweite Hand wie einen Ring um meinen Arm und zog mich fort. Da stand ich von Neuem mitten im Schwarm der Narren und Besessenen. Zweimal wachte ich, fortgezogen von meiner Begleiterin, in dem Saale die Runde, mit Mühe diese Wellen von Masken durchschneidend, die über einander herfürzten, unbekümmert den frivolen Worten und läppischen Wißen gegenüber, welche man einander und von allen Seiten zuwarf. Am äußersten Ende des Saales angelangt, sank meine Begleiterin erschöpft auf eine Bank. Sie athmete hastig und in tiefster Bewegung.

„Sie sind erstaunt über mich, über dieses Nachsehen über mein Benehmen,“ begann sie mit zitternder und doch so süßer Stimme, „aber ich schwöre Ihnen, Sie sind es nicht mehr wie ich. Ich hatte keinen Begriff von dem, was hier vorgeht. Aber — ich sage es Ihnen, weil Sie ein Narr haben, es zu wissen — man hat mir geschrieben: Er sei bei einer Frau! — und ich suche ihn, ich bin seine Gattin.“

Sie verstummte und preßte beide Hände auf ihr Herz. „O, wie das hier schmerzt und brennt! — Die Gattin sucht treibt mich her! — Ich wäre ihm überall gefolgt, ich Mondeschein auf einen Kirchhof, in die Katakomben um Mitternacht, in das Lazareth von Pestkranken — und doch, ich schwöre es Ihnen, habe ich als Mädchen nie einen Rutter, als Frau nie ohne meinen Diener einen Schritt auf die Straße gethan. Und jetzt bin ich hier in diesem abscheulichen Menschengewühl, ich dränge mich einem unbekannten Manne auf, ich biete ihm meinen Arm, der ich unter meiner Larve erröthe über die Meinung, daß ich von mir einflößen muß. Ich weiß das Alles, aber ich bin trotz Allem hier, ich halte Sie, ich reiße Sie mit fort!“

Eine Hochzeit in Kastelrutt (Südtirol).

(Bild S. 317.)

Die Eifersucht ist eine Stimme, die mit der Blut des Schmerzes reißt, eine Triebfeder, die zur Schande und zum Verbrechen treibt, die zu Allem fähig macht, wenn es nur Rache verspricht!

Ich wollte mit beruhigenden Worten antworten, als sie sprang und, die Augen auf zwei Dominos heftend, die ich vorüber gingen, mich ihnen nachzog. Ich folgte ihr wie ein Kind, ich gehorchte bewußtlos dem Wink dieser trüben Augen, die sich aus der Larve wie aus weiter, weiter Ferne und doch mit bethörender Gewalt auf mich richteten und mich ihrem Willen bedingungslos unterjochten. Ich gehorchte ihr, erstaunt, verwundert über mich selbst, weil ich damals noch nicht wußte, welche souveräne Macht die wahre Leidenschaft ausübt. Wir verfolgten die beiden Masken, einen schwarzen spanischen Granden und an seinem Arm einen reizenden Bagen, welche sich mit leiser Stimme unterhielten, scherzten und lachten.

„Es ist kein Lachen — keine Stimme!“ rief meine Begleiterin. „O Jesus und Christus! — Also doch — doch!“

Die Masken schoben sich durch das Gedränge, wir folgten ihnen; sie verließen den Saal, wir dicht hinter ihnen; sie sahen sich um, wir standen wie ihre Schatten und folgten ihnen endlich in eine Reihe von kleinen, von Blumenquirlen, lebenden Pflanzen besetzten, mit farbigem Lampen erleuchteten, aber offenen Pavillons. In einem der Pavillons ließen sie sich nieder. Meine Begleiterin zog mich dicht an die Blumenwand, die in den Zwischenräumen des Gitterwerks hie und da einen Durchblick gestattete. Ich konnte das Gesicht meiner Begleiterin nicht sehen, aber sie lehnte sich so dicht und fest an mich, daß ich deutlich ihr Herz schlagen, ihren Körper zittern, ihre Glieder schauern fühlte. Mit einer unerklärlichen Gewalt hatte ich ihre Leidenschaft mir mitgeteilt, ihre Liebe, deren Gegenstand ich nicht kannte und doch haßte, ihre Eifersucht, deren Ursache mir fremd war und die ich dennoch theilte. Auch ich warf — sie zog mich herab zu sich und ich fühlte meine Wangen und Stirn an ihre schwarzen, düstigen Haare gepreßt — ich warf einen Blick durch die Oeffnung. Der Mann dort hatte die Larve weggeworfen und lag vor der Dame auf den Knien, ihre beiden Hände an seine Brust drückend und zärtlich zu ihr aufblickend. Sein Gesicht war schön, aber marmorblass. Auf der hohen Stirne, um die tiefen Augen, um den Mund lagen die Zeichen heftiger Leidenschaft. Die Frau beugte sich zu ihm nieder und küßte die Wange ein wenig, als ob sie ihre Lippen den seinen entgegenneigte. In diesem Augenblick riß mich meine Begleiterin von sich fort. Zwei Schritte und wir standen vor jenem Pavillon. „Horace!“ schrie sie drohend, mit erhobener Hand. Der Mann war aufgesprungen.

„Wer sind Sie? — Was wollen Sie?“ fragte er, uns beide überrascht und zornig anblickend.

„Wer ich bin und was ich will?“ — schrie meine Begleiterin, ihre Maske von sich schleudernd. „Sieh' es!“ Er taumelte zwei Schritte zurück. Dann aber schien mein Anblick ihm eine Waffe gegen die sprachlose Entrüstung seiner Frau darzubieten.

„Du wagst es, Lucile, mir entgegenzutreten unter dem Schutze Deines Geliebten?“ rief er, auf mich zutretend. „Sie wagen es, mein Herr, im Bunde mit dieser Frau meinen Schritten nachzuspüren? — Sie werden mir Rede geben, Redenschaft geben für diese verächtliche Handlungsweise. Ich bitte um Ihre Karte — hier ist die meine. — Wo welcher Wahnsinn, Lucile, treibt Dich mir nach, um verleitet durch Deine maßlose Eifersucht, einen harmlosen Maskenspieler in gefährlicher Szene auszubuten! — Verzeihen Sie meiner Frau, geben Sie mir den Arm,“ wandte er sich zu seiner Begleiterin, „wir sind hier übrig. Ich bin weniger als Du und will Dein Rendezvous nicht stören!“ — er dann Lucile mit höhnischem Gelächter zu und verließ rasch den Pavillon.

Lucile stand sprachlos und starrte ihm nach. Sie blickte wie verwirrt um sich, auf mich.

„Ruhe — Ruhe — Glück verloren!“ stöhnte sie mit zitternder, fieberhafter Stimme und warf sich in sinnloser Aufregung an meine Brust. „Was soll mir Welt und Leben? — Nimm Du mich hin!“

Im selben Augenblick fühlte ich ihre heißen Lippen auf meine Wange pressen. Dann freizog sie auf und sank bewußtlos zu Boden. Ich hob sie auf und legte sie auf den Sopha — erst jetzt blickte ich voll in ihr Gesicht und meine Wange fühlte, mein Herz flammte auf — sie war es — das Urbild meines Medallons!

Ich stürzte fort. Ich mußte weibliche Hilfe, Wasser holen, die Ohnmächtige in's Leben zurückzurufen. Mit verzweifelter Mühe und Gewalt machte ich mir rücksichtslos Bahn nach den Büffets. In kaum vier Minuten kehrte ich mit einer Aufwärterin zurück. Der Pavillon war leer. — Keine Spur, kein Zeichen, daß hier vor zehn Minuten die leidenschaftlichen Herzen einander gegenüber geschlagen. Ich eilte in den Saal zurück, suchte, fragte, forschte nach allen Richtungen — umsonst!

Sie war verschwunden. Aber ich hatte die Karte ihres Mannes. Auf der Karte stand der Name: Horace, Marquis de Santillane. Das war Alles, damit mußte ich mich begnügen. Ich ging langsam heim. Die kühle Nachtluft, welche erfrischend um meine brennende Stirne wehte, ließ mich ruhiger denken. Als ich mein Hotel erreichte, war es zwei Uhr. Erst spät schlief ich ein. —

(Schluß folgt.)

Der großen Welt muß man heutzutage einen wohlbelannten geographischen Ausgangspunkt geben, wenn von kleinen Orten die Rede ist, und wenn man eine Station an einer der großen eisernen Weltstraßen zu nennen im Stande ist, wie hier Waidbruck zwischen Bogen und Brigen, so thut man gut, gleich damit hervorzukommen. Dieses Waidbruck wird noch weit berühmter werden, als es schon ist, denn es hält so ziemlich die Mitte zwischen dem Vogelweidhof, wo der unsterbliche Walter von der Vogelweide geboren, und der Burg Hauenstein, wo der Minnesänger Oswald von Wolkenstein gewohnt und nach einem abenteuerreichen Leben verschied. Man gewinnt auch von hier allmählich die Ausblicke auf die Seiseralpe, die Langfelsenjinnen, den Schären, man kann das bergumkränzte Giththal auch als Pforte nach Gröden betrachten und hat also eine große Mannigfaltigkeit von Ausflügen und Reisen zur Wahl, wobei die Orte Razes und Seis nicht zu vergessen sind, welche als dem Schären nahe Badeorte in letzter Zeit bereits viel besucht wurden. Dem Grödenen Bache entlang und über eine Brücke, welche diesen kreuzt, geht der Weg nach Kastelrutt. Es ist reizend gelagert; die um die Pfarre gruppierten, noch recht tyrolischen Häuser steigen amphitheatralisch empor und das Ganze krönt ein ansehnlicher Hügel, worauf einst eine Burg stand, jetzt aber drei Kreuze ragen als Abzeichen der Kreuzstationen des „Kaiserberges“. Dieses Kastelrutt mit seinem nicht ganz südtirolischen Klima hat sich auch noch eine kräftige, alten Trachten und Bräuchen treu gebliebene Bevölkerung bewahrt. Die Hochzeiten werden daselbst in einer altherkömmlichen Weise gefeiert und am liebsten im Fasching, der auch so gütig ist, Schnee zu beschicken, weil es nichts Lustigeres gibt als eine Schlittensfahrt von und zur Kirche, wenn die Geißeln knallen, die Schellen an den Pferdegeschirren klirren, bunte Bänder dazu flattern und natürliche und künstliche Blumen bunt durcheinander als Fierden blinken können. Braut und Bräutigam, wie deren junges und altes Gefolge, sind in der uralt herkömmlichen Tracht. Erstere hat auf dem Kopfe die hohe, baumwollene „Togelhaube“ und den „Goller“ (collar) um den Hals — das Roth ist zuweilen sogar noch die Farbe der Männerkleider. Ein buntes Bild gibt eine solche Reihe von Schlitten, in denen nebst dem Kutsher nur ein Paar Platz hat, und lustig fährt sich's zu den weiter oder näher liegenden Höfen des sehr lange sich dehrenden Dorfs und Pfarbezirktes. Auf dem Wege jauchzen noch Bekannte und Glückwünschende, wie unsere originelle Illustration die wiedergibt, die Stille des Thales ist freudig belebt von dem festlichen Ereignisse.

Die große Wachtel.

Ein Blatt aus dem neapolitanischen Volksleben

von

H. Frede.

(Nachdruck verboten.)

Wir stehen auf irgend einem belebten Platz, in irgend einer vollwimmelnden Straße und überlegen, wie wir für irgend einen kleinen Dienst einen dienstbaren Geist uns zur Seite bringen können. Nichts leichter, als dieses. Wir machen es, wie der Zauberlehrling in Goethe's bekanntem Gedicht. Wir benötigen also nicht eine lange Zauberformel — sondern ein kurzes, geheimnisvolles Wort und rufen mit kräftiger Stimme: „Quaglione!“ — Lehteres wird keine volle Zauberformel dann bewähren, wenn wir es auf zwei Sylben beschränken, so daß es lautet: „Quaglio!“ — Die dienstbaren Geister erscheinen, hier einer, dort einer, vielleicht in größerer Anzahl, als uns lieb ist, und am Ende können wir gar das Schicksal des Goethe'schen Zauberlehrlings theilen, welcher heufend ausrief: „Die ich rief, die Geister, werd' ich nun nicht los.“ — Unsere Geister sind kleinere und größere, schmutzige Gesellen, deren verwildertes Haar niemals mit einem Kamm in Verührung gekommen ist, deren Hände und unbescheidete Füße die Wirkung der Seife niemals erfahren, deren Kleidung in den meisten Fällen ungläubliche Dinge in der Zerkumptheit und Unzulänglichkeit leidet. — Kurz gesagt, es sind die Kinder der Straße, meist heruntergekommenes Gut, nicht besser und nicht schlechter, als die Indianerlinder im fernen Westen. Man möchte diese wild aufwachsenden Kinder, deren es in Neapel hunderte gibt, mit den jungen Wölfen vergleichen, denn hungrig sind sie immer, und wie sie alle tagtäglich zur Sättigung gelangen, ist schwer zu sagen. Der heilige Volksdialekt hat für sie eine vortreffliche Bezeichnung erfunden, aus dem Thierreich ist sie genommen, hat aber mit Wölfen und Schakalen nichts zu schaffen. Quaglia ist eine Wachtel, Quaglione eine große Wachtel. Wer hätte nicht schon einmal das Leben eines Wachtelschwarms im buchsreichen Waldesrand, im vollen Aehrenfeld, im üppigen Graze beobachtet? Eben noch war die Schaar beisammen, im nächsten Moment aber, huch, huch, — sind alle auseinander gestoben, die eine duckt sich hier, die andere da, neugierig lugen sie dann und wann hervor, man trifft sie, wo man sie nicht suchte, und jede sucht ihr Futter, wo sie es eben findet und wo ein gedeckter Tisch sich ihr zeigt. Da haben wir im Bilde das Leben eines neapolitanischen Quaglione, den wir Deutschen nicht anders als mit dem nüchtern-prosaischen Namen: „Straßenjunge“ zu bezeichnen pflegen.

Zwischen unseren „Wachteln“ besteht nun ein nicht unwesentlicher Unterschied, sofern die einen ein mehr nomadisches, die anderen ein mehr sesshaftes Leben führen. Zu den ersten gehört der Trovatore — der Finder, — ein hochpoetisches Wort, welches wir leider sehr prosaisch mit „Lumpenhammer“ überlegen müssen. In allen Straßen erblicken wir zerkumpte Kinder, größere und kleinere Knaben, mit einem Korbe und vielleicht auch mit einer kleinen Hacke versehen, lehteres aber nur dann, wenn sie bereits zu einer höheren Rangstufe unter ihren Geschäftsgenossen gelangt sind, in die Stufe derjenigen nämlich, welche sich eine derartige Ausgabe gestatten dürfen. Weil die Straßenkehrer ihre staubreiche Arbeit stets am hellen Tage mitten im Verkehr verrichten, so können unsere Trovatori im schönsten Sonnenschein die günstige Gelegenheit benützen, um Alles, was sie suchen, hübsch bei einander zu finden. Glückselig diejenigen, welche tagtäglich einige Körbe mit den Schätzen der Straßen füllen können, ihre Augen strahlen ebenso hell, als die eines glücklichen kalifornischen Goldgräbers.

Gegen Mittag, oder am frühen Nachmittag, kann man sie in Schaaren erblicken, wie sie unter heiterem Geplauder und mit unmelodischem Wechselgebrüll aus allen Theilen der Stadt sich zur Lumpenbörse begeben, um dort ihre Schätze zu verwerthen. Auf dem Mercato haufen zu bestimmten Stunden des Tages die Verkäufer, dort werden die Lumpen sortirt, und was man dort tagtäglich sehen kann, läßt sich schwer beschreiben. Haufen von Lumpen aller möglichen Stoffe, aller erdenklichen Farben, Haufen von altem Eisen, Stiefelsohlen, Papier, Blechwaaren u. s. w. Nichts ist malerischer, als die Sortimente alter Hüte, sowie die Männer und alten Weiber, welche sich mit dem Sortiren und Arrangiren dieser nennbaren und unnennbaren Waaren beschäftigen. Räthselhaft erscheinen diese Waaren dem Fremdling und er fragt erstaunt, wo denn die Karten sein mögen, welche dieß Gelump kaufen. Dieser Fremdling wende sich etwa an einen der zahllosen Schuhlicker, die man an den Straßen oder auf den Plätzen in emsiger Arbeit antrifft, bei ihnen findet er die alten Stiefelsohlen wieder, die jener Schuhlicker auf dem Mercato für wenig Münze kaufte; oder er wende sich an jenen Hutmacher in irgend einer schmutzigen Winkelstraße, um dort das Wunder einer Jungmühle zu erblicken, welche auch dem entsehlachten Hutmacher eine Verjüngung verleiht, die nichts zu wünschen übrig läßt. —

Die Hauptstraße der Straße, wahre Diamanten für unsern Trovatore, sind die Cigarrenreife, nach denen er begierig fahndet. Mancher erwählt sich die nächtlichen Stunden für diese Schatzgräberei, und solche Gesellen sieht man oft noch gegen Mitternacht, mit einer weit niederhängenden Laterne bewaffnet, wie Gespenster durch die Straßen hulaufen. Um solcher Beute theilhaft zu werden, scheut unser Quaglione kein Mittel, selbst nicht das Betteln. Wir müssen nämlich zu seiner Ehre bemerken, daß er die Bettellei keineswegs als seinen Lebensruß betrachtet, freilich, Noth bricht Eisen, und Hunger ist ein schlimmer Gast, aber was bei ihm alle Schranken der Ehre sprengt, das ist der Anblick eines Cigarrenrestes. Wer einen solchen zur Schau trägt, lockt sofort eine Anzahl solcher „großen Wachteln“ auf seine Spuren und wird von ihnen erbarmungslos und mit den rührendsten Tönen angefleht, jenen kostbaren Schatz in ihre Hände gelangen zu lassen. Aber sind denn diese Wachteln alle leidenschaftliche Raucher? Das wollen wir nicht behaupten, können aber die Versicherung geben, daß der Quaglione ein leidenschaftlicher Börsenspeculant ist. — Kein Scherz, verehrter Leser, sondern pure Wahrheit. Warum sollten unsere Quaglioni keine Börse haben? Wir finden sie an der breiten, lärmvollen Neapolitanerstraße, und daß sie dort unter freiem Himmel, auf dem Trottoir, in allerlei Ecken und Winkeln abgehalten wird, thut ihrer Natur sicherlich nicht den geringsten Abbruch. Hier also versammeln sich unsere kleinen Börsenmänner, dort ist tagtäglich eine Ausstellung ihrer in Cigarrenresten bestehenden Waare, lehtere wohl sortirt, hier die kleinen, dort die großen, hier ein mehr mildes, dort ein mehr starkes Kraut, dort das allerfeinste, die Reste der fast schwarzen neapolitanischen Cigarre, eines wahren Gifftrautes, durch den auf der Straße durchgemachten Prozeß natürlich noch giftiger geworden. Nichts Lustiger, als dieser Cigarrenstummelbörse beizuwohnen. — Sieh' jenen kleinen, zerkumpten Burschen, dem die indianisch-braungelbe Haut aus allen Löchern seiner sogenannten Bekleidung herauslugt. Wie sorgfältig hütet er seine Reste, sieben schauerliche Bruchstücke der Neapolitana! — Dort jener größere Bursche ist ein Händler en gros, vielleicht ein Agent, er laßt für Rechnung Anderer, vielleicht für seine eigene; das Schachern beginnt, Gruppen bilden sich, die Gemüther werden erhit, man redet leidenschaftlich, nicht nur mit der Zunge, nein, Hände, Augen, Geberden reden mit, bisweilen auch Füße und Füuste. Ein wenig abseits von diesem Börsenlärm thront in olympischer Ruhe ein Börsenmatador, ein Quaglione, der die zierlichsten und größten Reste auf einem Tisch zur Schau stellt, welcher dicht vor der Thür der Puppentheaters Seibeto positiert ist. In seiner Nähe lauern zwei Börsenneulinge, jeder hat in seiner schmutzigen Hand zwei kleine Reste, die er bitterlich gerne für zwei Centesimi an den Matador verkaufen möchte. Aber dieser nicht mit dem Kopf nach rückwärts, schließt dabei die Augen und streicht mit den Fingern vom Hals zum Kinn, Alles ein Zeichen der entschiedenen Ablehnung. Schaaren der Quaglioni kann man hier als geriebene, spekulierende Börsenmänner tagtäglich erblicken und daselbst findet sich der Fischer, der Handlanger u. s. w. ein, um für seine kleine, mit einem Schiffsrohrstück versehene Thonpfeife den nöthigen Inhalt zu erwerben.

Die Klasse der nomadisirenden Quaglioni umfaßt außer den oben charakterisirten Schatzgräbern noch manche Spezies. Da sind zunächst die Vielseitigen, welche ihre Talente auf alle mögliche Weise zu verwerthen trachten und die Gelegenheit beim Schopf nehmen, wo sie sich findet. Zahlreiche Bettler bedienen sich der Quaglioni als Ausrüster, um das Publikum aufmerksam zu machen, wobei natürlich der Ausrüster seine Progenie vom Geschäftsgewinn erhält, andere lungern und lauern bald hier, bald da. Vielleicht gibt es irgend etwas zu tragen, vielleicht können sie als Führer dienen, lehteres namentlich am Hafen, wo tagtäglich Matrosen fremder Schiffe an's Land kommen, vielleicht kommt eine Projektion daher, wobei unsere Wachteln die von den Kerzen entfallenden Wachtstropfen in einer Papierdülle auffangen, vielleicht ist anderswo eine Festzugfeier, wo allerlei Handlangerdienste zu verrichten sind. Viele vagabundiren als pfiffige Handwerksleute, theils für eigene, theils für fremde Rechnung. Kleine Schachteln mit Wachskerzen, allerlei Schwaaren, namentlich Kerne von Karbissen, dann Apfelsinen, sowie sonstige Früchte werden von ihnen feilgeboden, nicht wenige von ihnen werden sogar — Journalisten! Diesen Namen gibt das Volk den Zeitungverkäufern, welche brüllend die Straßen durchziehen. Unsere Quaglioni unterscheiden zwischen „sicheren“ und „unsicheren“ Zeitungen und verstehen unter lehteren solche, welche soeben das Licht der Welt erblickten. Um nun seiner neuen Zeitung Eingang zu schaffen, bietet der Unternehmmer Heerdschaaren auf, brüllende Quaglioni, die aber, weil es sich eben um eine „unsichere“ Zeitung handelt, unbedingt einen höheren Verdienst beanspruchen, als ihnen von den „sicheren“ gewährt wird.

Haben wir bis jetzt erkannt, daß die „großen Wachteln“ zu den nützlichen Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft gehören, so wird uns dieß noch klarer einleuchten, wenn wir die mehr sesshaften Quaglioni in's Auge fassen.

Man beobachte das Leben und Treiben auf den größeren Halteplätzen der Droschkentritter. Wie hüpfen da die Bielermannen zwischen den Wagen und Pferden hindurch, ebenso wie die Wachteln durch ein Aehrenfeld. Auf solchen Plätzen finden die Quaglioni feste Arbeit, dort haben sie feste Anstellung. Der

Droschkentritter ist nämlich, und hätte er auch ein bedenkliches Loch im Rockärmel, viel zu stolz, als daß er sein Pferd stets selbst füttern und den Wagen allseitig selbst reinigen sollte. Dazu hat er seinen Cuaglione, und diesen sehen wir mit dem Häckerlingssäckchen vor dem Pferde stehen, dieser wird fortgeschickt, um Brod und Käse zum Imbiß zu holen. Dieser stäubt den Wagen ab. Dafür erhält er dann und wann einige Soldi, und dieser Gewinn genügt ihm, um sich durch ein Stücklein Brod und eine Handvoll Kastanien zu sättigen. Einem solchen Droschkenkutscher gelingt es wohl gar, zu noch höherer Würde hinaufzuklimmen, indem er als Cuaglione eines herrschaftlichen Kutschers angestellt wird. Nehmen wir an, dieser Kutscher heiße Gaetano. Ist letzterer nun ein gelehrter Kutscher, so setzt man vor seinen Namen die Sylbe „Si“ und sagt: Si (d. h. Signore) Gaetano. Wie glücklich ist unser Cuaglione, wenn er im Dienste eines „Si“ steht, eines vornehmen Kutschers, der berufsmäßig den Wagen nur imwendig reinigt, sich aber z. B. mit dem Striegeln der Pferde nie befaßt, eine Arbeit, welche allein seinem oder seinen Untergebenen zusteht. Möglich ist es auch, daß die große Wachtel sich in die Küche einschleicht und dort in den Dienst des Küchengebieters, des uns bereits bekannten „Monzu“, tritt, möglich, daß der Fürst oder Herzog, welcher den Si Gaetano als Kutscher, den Monzu Genuaro als Koch besitzt, den Cuaglione in eine Uniform steckt und als Wagensdiener auf den Post setzt. Glücklich Wachtel! Oder sollte auch die Glückseligkeit zweifelhafter Natur sein? Es kommt vor, daß die Wachtel es im Bauer nicht aushält und sich eines schönen Tages wieder in der Freiheit unter ihren früheren Gefellen befindet.

Andere haben mehr oder weniger feste Keviere, wo sie alle möglichen Dienste gelegentlich verrichten. „Wie heißt Du?“ fragte der Verfasser kürzlich einen der vielen in der Strada del Modo lungenden Cuaglioni. — „Ich heiße Vincenzo“, war die Antwort. — „Wo sind Deine Eltern?“ — „Mein Vater ist im Spital, von meiner Mutter weiß ich nichts.“ — „Was betreibst denn Du?“ — „Ich mache den Kurier“, sprach er lachend, und setzte dann mit seinen Kameraden ein Spiel fort. — „Wo schläfst Du in der Nacht?“ fragte ich weiter. — „Er sah mich erstaunt an, die Kameraden ebenso, als wenn diese Frage eine äußerst dumme wäre. „Wir schlafen auf der Straße.“ — So ist es, hinter Tonnen und Bänken, in Ecken und Winkeln, in den zahlreichen Höhlen und Steinbrüchen der Tuffsteinen, da hausen sie in der Nacht und im Winter kauern sie sich zusammen, drei, vier, oder mehr, um sich zu wärmen! — Andere haben eine Art Anstellung als Keltreiber und leben vom Trinkgeld, welches der Reiter zahlt. Eine besondere Spezies bilden die Fischerknaben im Stadtquartier von S. Lucia, die einen schwunghaften Handel mit allerlei Meeresthieren betreiben, mit wunderbarer Geschicklichkeit Dinge vom Meeresgrunde heraufholen, den ganzen Sommertag über im Wasser sich tummeln und deshalb nicht „Wachteln“, sondern Enten oder Fische genannt werden sollten. Damit hätten wir also unsere nomadisirenden und jekhaften Cuaglioni charakterisiert. Also große Wachteln! — Leider müssen

wir bei genauerer Forschung und gründlicher Bekanntschaft gestehen, daß wir bei den meisten uns geirrt haben. Wir hielten sie für Wachteln, sie sind aber Raben und Elstern. In der Taschendieberei haben fast alle eine große Geschicklichkeit, in die Mysterien derselben werden sie früh eingeweiht, und aus den Schaaeren dieser verwahrlosten Kinder rekrutiert sich der noch immer in voller Thätigkeit befindliche, wohlorganisierte Gaunerbund der Camorra. Um in denselben zu den höchsten Würden zu gelangen, muß man von der Piste auf dienen, jede Stufe hat ihre besonderen Bezeichnungen, und um auf eine höhere zu gelangen, muß man Beweise des Muthes und der Geschicklichkeit liefern. Würde man die Laufbahn manches neapolitanischen Verbrechers bis in die ersten Anfänge

fängt man nur, wenn man sie auf freier Diebstahl ertappt, dann sperrt man sie ein und läßt sie bald wieder in's Freie. Den Zeit zu Zeit tauchen Gesellschaften mit vollständigen Namen auf, welche Volkserziehung und Volksunterricht auf ihre Fahnen und über die Thür eines Lokals schreiben, die Zeitungen berichten dann ebenso vollständig von den vertheilten Ehrenämtern, von den eifrigen Volksefreunden, bald jedoch ist Alles wieder still, die Cuaglioni merken nichts davon, ihre Zahl vermindert sich nicht, und jene „Wachteln, Elstern, Raben und Enten“ bleiben wo und was sie sind, der Himmel bleibt ihr Zelt, das Steinpflaster in den weichen Fäßen ihr Kopfkissen und die Camorra ihre Schule.

Doch hinweg mit diesem traurigen Bilde! — Wir haben unsern

Cuaglione bei der Arbeit, und wollen schließlich bemerken, daß diese ihn nicht mehr in Anspruch nimmt, als durchaus nothwendig. Hat er sich gesättigt, so ist er befriedigt und zur Sättigung geht nicht viel. Bei der Strada del Mado, die ihren mittelalterlichen Charakter vollständig bewahrt hat, bis zu Ende verläuft, gelangt auf einen schmutzigen Marktplatz, wo Gensdarmen und Fische verkauft werden und wo je ein paar Gerbinnen unter einem Fiedach befinden. Von sowie an vielen anderen Stellen halten unsere Cuaglioni lustuliche Wackspotten, und dann folgt eine regelrechte Siefta, sei es in Schatten, sei es mitten in der Sonne, entweder an einer Mauer oder auch auf dem Kopf derselben, am nennenden Meere oder auf dem Trottoir. Der Schlaf ist heilig, und die Fußgänger müssen sorgfältig über den Schlafenden hinweg, die Polizei aber hat nicht daran, den Schlafenden zu wecken. Was Jene dort auf dem Marktplatz wohl träumen mögen? Sanft und ruhig müssen die Träume sein, denn der Schlafende ist nicht von der Welt niedergedrückt. Vielleicht ziehen die Bilder seiner Zukunft in dem Traum vorüber. Er stellt sich als Wirtschaftler auf dem Post, an dem Wägelchen hübsch und blank geputzte Reß, und an dem Wägelchen ein reicher Insasse, der ihm ein reiches Trinkgeld zahlt. Vielleicht sieht er sich als ambulanten Wasserhändler, als Fuderwaarenkäufer, als Kellernhändler oder gar als Stiefelputzer, und als solcher mit der Reß recht stark auf seinen Kasten klopfen, so mit die Vorbeigehenden ihn bemerken. Ist die Siefta vorüber, so ist es Zeit zum heiteren Spiel zusammen, ein Kartenspiel beginnt, aber auch das Münzenspiel Capo e Croce, wobei es darauf ankommt, daß die geworfene Münze auf die verlangte Seite fällt. Es wird mit Orangen eine Art Regelspiel gespielt, Andere gehen der Musik hin und spielen auf einer einfachen Flöte. Mancher geht auch zum Cantastorie (d. h. Geschichtensänger), von den Thaten der Helden des Ariost erzählt und dafür jedem Hörer zwei Centesim einsteckt. Der Cuaglione kennt die Helden genau, er ist begeistert für keinen Lieblingshelden, wehe dem Kameraden, der letzteren antastet. Hat der Cuaglione einmal reichlich erworben, so geht er Abends in's Puppentheater, sieht dort die Helden des Ariost, wie sie leben und leben, die Wonneschauer erfüllen ihn, wenn der von ihm erforderte Geld



Leppichbazar in Kairo. Originalzeichnung von F. C. Welsch. (S. 322.)

verfolgen, so würde man finden, daß er die ersten Schritte auf der traurigen Bahn als Knappe in der Camorra Neapels gethan, und daß er eben dort auch gelernt, Messer und Dolch mit Geschicklichkeit zu gebrauchen.

„Was geschieht denn für die vielen Hunderte der verwahrlosten Cuaglioni?“ Mit dieser Frage wandte sich Verfasser an einen angesehenen Bürger. Die Antwort lautete unter Achselzucken: „Nichts!“ — Freilich besteht Schulzwang, aber wer zwingt die herrenlosen Kinder, für die weder Vater noch Mutter, weder Vormund noch sonst Jemand als verantwortlich auftritt? Wer gibt diesen Kindern Kleidung, um in der Schule anständig zu erscheinen? Wer fängt diese Wachteln, diese Raben und Elstern ein? — Die

auch das Münzenspiel Capo e Croce, wobei es darauf ankommt, daß die geworfene Münze auf die verlangte Seite fällt. Es wird mit Orangen eine Art Regelspiel gespielt, Andere gehen der Musik hin und spielen auf einer einfachen Flöte. Mancher geht auch zum Cantastorie (d. h. Geschichtensänger), von den Thaten der Helden des Ariost erzählt und dafür jedem Hörer zwei Centesim einsteckt. Der Cuaglione kennt die Helden genau, er ist begeistert für keinen Lieblingshelden, wehe dem Kameraden, der letzteren antastet. Hat der Cuaglione einmal reichlich erworben, so geht er Abends in's Puppentheater, sieht dort die Helden des Ariost, wie sie leben und leben, die Wonneschauer erfüllen ihn, wenn der von ihm erforderte Geld



Englische Kavallerie im Sudan. Zeichnung von Stanley Berkley. (S. 322.)

reich aus blutiger Feldschlacht hervorgeht. So erklärt es sich, daß kriegerischer Geist die Reihen unserer Quaglioni durchdringt und Letztere schlagensfroh die Kämpfe ihrer Helden darzustellen streben. Zunächst herrscht unter ihnen eine Art Ritterlichkeit. Sind Verleumdungen vorgefallen, so kommt es zwischen den Kontrahenten und ihrem resp. Anhang zu einem sogenannten Dschiamamento, d. h. der Beleidiger wird zu einer befriedigenden Erklärung aufgefordert, und erfolgt diese nicht, so kommt es zum Duell, welches aber blutiger zu sein pflegt, als ein Studentenduell. Oft indeß wird dergleichen von der Polizei verhindert. — Nicht selten aber vereinigen sich verschiedene Fraktionen zu zwei Hauptheeren, die einander eine förmliche Schlacht liefern, indem sie mit Steinen werfen. Solche Schlachten pflegen Schaaren von Zuschauern herbeizuziehen, die sich aber wohl zu hüten haben, daß die Schlachtlinien keine für sie gefährliche Wendung machen. Verfaller war kürzlich Zeuge einer solchen Schlacht, bei der es bitter ernst herging und nicht wenige Verwundungen erfolgten. Niemand störte die todesfreudigen Streiter, es war ja nur eine „Pietralla“, eine kleine Steinigung.

Ein Teppichbazar in Kairo.

(Bild S. 320.)

Unter den merkwürdigen Bazaren Kairo's, die ein außerordentlich charakteristisches Bild orientalischen Lebens darbieten und für den Europäer hoch interessant sind, nimmt der Teppichbazar eine hervorragende Stelle ein. Er wird meist nur von vornehmen Leuten besucht, denn es gibt dort fast nur feine Waare. Diese ist jedoch gewöhnlich nicht ausgelegt und der Händler hält sie versteckt für wirkliche Kenner. Nirgends wird man so mit Teppichen betrogen als im Orient. Fast Alles, was sich in den Buden als echt dem Auge zeigt, ist Chemnitzer Fabrikat. Die wirklich persischen Teppiche hat der Händler im Kasten und man bekommt sie schwer zu Gesicht, er versucht erst mit allen möglichen Mitteln und Kniffen die billigen türkischen zu Preisen der Smyrnaer und persischen anzubringen und ist unermüdlich in der Geduld, zu betrogen. Daher ist Teppiche zu kaufen in orientalischen Bazaren ein großes Wagniß. Ein Spaziergang durch die Bazare jedoch in ihrer eigenthümlichen Bauart, bei der wunderbar malerischen Vertheilung von Licht und Schatten in dem Halbdunkel, das mit grellen Sonnenblenden abwechselte, ist voll poetischen Zaubers und sehr unterhaltend durch die Waaren jedweder Art aus allen Ländern der Welt und durch die braunen, gelben, schwarzen und weißen Menschen in Kaftan, Fez, Turban, Gylinderhut und in der Matrosenmütze, die an uns vorüberzogen.

Englische Kavallerie im Sudan.

(Bild S. 321.)

Kürzlich brachten die englischen Zeitungen spaltenlange Berichte über einen Marsch der Avantgarde des Wolseley'schen Korps von Korti nach Gaddul, der 65 Stunden in Anspruch nahm und eine 97 Meilen lange Strecke umfaßte. Während der ganzen Dauer dieses bewundernswürdigen Marsches konnten die Kameele, mit denen die englische Kavallerie beritten war, nicht getränkt werden. Nur mit Hülfe dieser genügsamen und widerstandsfähigen Thiere ist es den Engländern überhaupt möglich, in den sonnenverbrannten, wasserarmen Sandebenen des Sudan vorwärts zu dringen. Indessen das Reiten auf dem Rücken dieser Thiere ist in Folge des schwankenden Ganges derselben kein sehr bequemes und muß mühsam erlernt werden. Unter Bild zeigt eine Abtheilung englischer Kavallerie, welche im Kameelritt gedrillt wird und die einen für das europäische Auge höchst grotesken Anblick gewährt. Zu den übertriebenen Formen des langbeinigen Reiters steht die knappe, schlichte Uniform des englischen Soldaten in entschiedenem Widerspruch. Auf dem Rücken des Kameels würde ein orientalisches, faltiges Kostüm sich viel besser ausnehmen als die kurze, enganliegende Tracht und der feuerwehrtartige Helm des englischen Sudanjoldaten, indessen hat sich diese Ausrüstung als sehr praktisch bewährt, und im Kriege ist ja natürlich nicht der malerische, sondern der praktische Gesichtspunkt der entscheidende. Jedenfalls gehören diese mit Kameelen berittenen Korps zu den eigenthümlichsten und sonderbarsten Erscheinungen, welche der Feldzug der Engländer im Sudan hervorgerufen hat.

Chinesischer Thee.

Wie der englische Konsul Medhurst in Schanghai erzählt, wird die Zubereitung von Weidenblättern, die unter den Thee gemischt werden, von den Chinesen in den Dörfern auf der Hongkangseite des Soo-Chow-Greel ganz offen betrieben und ist ein Geschäft von ziemlicher Bedeutung geworden. Die Ufer der zahlreichen Buchten sind mit Weiden bewachsen, deren junge Blätter im April und Mai gesammelt werden. Man schüttet sie dann in Haufen auf den Dreischtennen der Gehöfte auf und läßt sie unter dem Einflusse der Sonnenstrahlen einen leichten Gährungsprozeß durchmachen. Dann werden sie, ähnlich wie echte Theeblätter, nach ihrer Größe sortiert und in gewöhnlichen Theeböden geröstet. Das Ansehen ist nachher dem der echten Theeblätter nicht unähnlich. Man bringt diese Blätter so nach Schanghai, wo man sie im Verhältnisse von zehn bis zwanzig Prozent dem echten Thee beimengt. Die ärmeren Klassen von Schanghai haben schon seit geraumer Zeit solche geröstete Weidenblätter statt des für sie zu kostbaren Thees konsumiert; seit etwa zehn Jahren aber mischt man sie auch unter den in den Handel kommenden Thee und es hat diese Verfälschung des Thees von Jahr zu Jahr größere Dimensionen angenommen. Medhurst schätzt den Verbrauch von Weidenblättern für diesen Zweck im letzten Jahre auf etwa 400,000 Pfund. Nachtheilige Folgen sollen allerdings die Ablosungen der Weidenblätter nicht haben, jedenfalls aber erscheint es wünschenswerth, diese Vermengung des Thees mit Weidenblättern unter die Kontrolle der Behörden zu stellen, damit so verfälschter Thee nicht als echter in den Handel kommt.

Die schöne Wittwe.

Roman

von

E. S. v. Dederoth.

Fünftes Kapitel.

An einem offenen Fenster des Schlosses Liebenstein, von dem man eine herrliche Aussicht, theils hinab in die Waldschlucht, theils in die Ferne, über Wiesen und Felder bis nach Bad L. genießt, sitzt Ella von Lieben, den schönen Kopf auf die weiße Hand gestützt, der aufsteigende würzige Duft des Waldes, der Blick auf lachende Fluren verschuchen die Gedanken nicht, welche drückend auf ihrer Stimmung lasten. Es war ein rascher Entschluß gewesen, der Ella nach Liebenstein geführt, ein Entschluß, den die Laune in Momenten eingibt, wo man über ernste Entscheidungen nicht brüten mag und sich den Zufällen, den Einbrüchen preisgibt, welche kommen können, und die dann nur den Entschluß erleichtern sollen. Ella liebte den Prinzen Emil nicht, sie glaubte überhaupt nie wieder einen Mann lieben zu können, aber sie wollte nicht ohne Stütze bleiben, sie sehnte sich darnach, eine neue Ehe zu schließen, in der ihr an Stelle eines seligen Rausches ein ruhiges, befriedigendes Glück erblühte.

Es brauchte Niemand Ella vor der Illusion zu warnen, daß die Leidenschaft des Prinzen für sie niemals verlöschen werde, sie begehrte nicht darnach, allzu zärtlich geliebt zu werden, sie forderte nur Achtung und harmonisches Einvernehmen, sie glaubte abgeschlossen zu haben mit lebhafteren Regungen des Herzens, die so leicht zu bitteren Enttäuschungen führen.

Der Prinz hatte jedoch noch keinen Antrag gestellt, er hatte seine Neigung nur errathen lassen. Es war daher ein weitgehendes Entgegenkommen, das Ella durch die Zusage, nach Liebenstein zu reisen, um sich in L. der Schwester des Prinzen vorstellen zu lassen, an den Tag gelegt; es war gewissermaßen damit die Erklärung gegeben, daß sie den Antrag des Prinzen erwarte und nicht ablehnen werde.

Prinz Emil schien das Urtheil seiner Verwandten zu fürchten und es hatte dem Stolz Ella's schon Ueberwindung gekostet, durch ihre Reise nach Liebenstein diese Schwäche zu berücksichtigen, sich gewissermaßen einem Urtheilsprüche der Prinzessin Karoline zu unterwerfen, sie betrachtete es daher, nachdem der erste Aerger über die Störung verblaßt, die sie an der Fahrt nach L. behindert, als eine Fügung, wenn ihre Absicht vereitelt worden. Sie hatte keinen Boten nach L. geschickt, sich entschuldigen zu lassen, sie sagte sich, der Prinz werde, wenn er sie liebe, sich die Erklärung holen, als er aber im Laufe des Abends nicht auf dem Schlosse erschien, ließ sie durch den Inspektor von Alm, einen jungen Mann, dem Lieben diesen Vertrauensposten auf der Herrschaft Liebenstein gegeben, Erkundigungen einziehen, ob die fürstlichen Herrschaften das Bad besucht und wie lange sie sich dort aufhalten.

Franz von Alm, der beim ersten Anblick der schönen Frau ihr begeisterter Verehrer geworden, eilte nach L. und brachte ihr die Nachricht, daß der Fürst von ** und die Prinzessin Karoline nur einen kurzen Besuch in L. gemacht, daß aber Prinz Emil von ** dort geblieben und auf einem ihm zu Ehren improvisirten Ball fleißig tanze und alle Damen entzückte.

Der Prinz hatte also ihr Nichterscheinen verschmerzt, er besorgte nicht, daß ein Unfall oder ein Unwohlsein sie behindert, ihre Zusage zu halten, er amüsirte sich in L.!

Am heutigen Morgen hatte Ella sich verstimmt erhoben, sie hatte Alm bevollmächtigt, mit dem Förster zu verhandeln, der junge Mann hatte ihr die beleidigenden Worte Bornau's zugetragen, um die Erlaubniß zu erhalten, in schroffster Weise gegen den Förster aufzutreten, für dessen Stelle er schon einen Ersatzmann hatte, und die Worte hatten Ella tiefer verwundet, als das möglich gewesen wäre, wenn sie sich nicht getroffen gefühlt hätte. Ja, sie hatte sich in die vornehme Welt gedrängt, weil sie stets geglaubt, sich nur in dieser wohl und heimlich fühlen zu können, sie sehnte sich darnach, sich in derselben eine noch festere Stellung zu erobern; je bitterer der Betrug Lieben's ihr Herz verwundet, um so tiefer verachtete sie die Menschen, um so begehrenswerther erschien ihr eine Stellung auf der Höhe des gesellschaftlichen Lebens, die ihr gestattete, auf die Masse herabzusehen, sich ihren Verkehr wählen zu können, wie ihre Laune es wollte.

„Ja, ich will stolz und gefürchtet, hart und unbeugsam sein“, rief es in ihr, „Keinem vertrauen, Keinem glauben; Mitleid ist Schwäche und Schwäche Thorheit, die sich an uns selber rächt!“

Ella hatte eine reiche, sie besonders gut kleidende Toilette angelegt, sie rechnete darauf, daß der Prinz sie heute besuchen werde, sie wollte allen ihren Zauber entfalten, ihn zu berauschen und ihm dann durch eilige Kälte beweisen, daß sie es bereue, ihm Entgegenkommen gezeigt zu haben, mochte er mit ihr brechen, sie war in der Laune, die Hoffnungen, die sie auf seine Werbung gesetzt, aus dem Bude ihres Lebens zu streichen.

Der Lakai meldete Herrn Willi Barning und bot ihr auf silbernem Teller eine Visitenkarte.

Ella schaute überrascht — befremdet auf, im nächsten Moment stieg ihr eine dunkle Röthe in's Antlitz. Erschien

es ihr im ersten Augenblick als eine dreiste Zudringlichkeit, daß der Mann, der ihr gestern in den Weg getreten, sich erlaubte, ihr einen Besuch machen zu wollen, so zögerte sie die Abweisung zu befehlen; der Mann führte ihren Gehmnamen, was sollte der Lakai davon denken, wenn sie so schroff abwies!

Sie griff nach der Karte. Unter dem gestochenen Namen W. Barning standen die mit Blei geschriebenen Worte: „Empfohlen durch Herrn Justizrath Frelich — in Privatangelegenheiten.“

Das Blut stieg Ella immer heißer in's Antlitz. Die Ahnung täuschte sie also nicht, die sie überkommen, als sie gestern von Wurm den Namen des Fremden gehört; der anmaßende Mensch, der gewagt, ihr in's Antlitz zu sagen, sie werde ihren Mangel an Menschenliebe bereuen, hatte sich hinter den Justizrath, um sich ihr wieder zu nähern, er war im Bunde mit dem Manne, den man ihr als Vermund gesetzt, er wollte sie vielleicht bedrohen, auch ihr Hand zu werden, wenn sie sich nicht glücklich schätzte, ihn als Verwandten zu begrüßen.

Es funkelte und blühte in ihren Augen.

„Er soll kommen!“ rief sie, wie erglühend in Begierde, den Frechen zu strafen. „Sagen Sie dem Fräulein, ich ließe sie zu mir bitten, dann führen Sie den Herrn in's Vorzimmer — er soll eintreten, wenn ich klinge.“

Der Lakai verneigte sich tief und verließ das Gemach. Ella schöpfte tief Athem, sie hatte sich Mühe gegeben, ihre Erregung vor dem Diener zu verbergen, um so mächtiger wogte jetzt das Blut durch die Adern. Sie hatte es gethan hinnehmen müssen, daß ein fremder Mann ihr eine Zurechtweisung erteilt, daß ein Mensch, der auf ihrem Grund und Boden, zu ihrem Kutscher gesagt, seine Herrschaft müsse warten, schließlich seinen Willen durchgesetzt — aber der Mann hatte zu Gunsten einer Armen gesprochen, hatte er ihre Menschlichkeit appellirt, sie hatte es vermocht, sich barmherzig gegen die Verunglückte zu zeigen und doch den anmaßenden Fürsprecher in seine Schranken zu weisen. Wäre sie heute zufällig dem Fremden begegnet, so hätte es ihr eine Genugthuung verschafft, demselben zu gestatten, sich nach der Kranken umzusehen; derselbe hätte dann erfahren, daß die für stolz verdrieene Baronin die arme Frau mehrmals besucht, ihr eigenhändig Erfrischungen gereicht, der Fremde hätte es dann wohl bereut, Ella nach einer momentanen Stimmung beurtheilt zu haben.

Ella war von Natur weder stolz noch hart, sie war Beides, weil sie es sein wollte, sie strebte darnach, stolz und jeder Schwäche bar zu erscheinen, sie zeigte sich hochmüthig, um dem Reide Trotz zu bieten, der die bürgerlich Geborene nicht für voll gelten lassen wollte in den Kreisen der Aristokratie, und sie stellte sich gefühllos, um gerecht, hart, um mild, schwach, streng, um nicht vertrauenselig und thöricht zu erscheinen, sie behandelte niedriger stehende Personen lieber hochfahrend und abstoßend, als daß sie sich hätte nachsagen lassen mögen, sie hasche nach Popularität, nach den schmuckhaften Huldigungen von Schmarobern.

Das Bewußtsein der Macht des Reichthums machte sie vorsichtig und argwöhnisch gegen Jeden, der ihr unterworfene nahe, der Gedanke, man sehe in ihr eine Emporkömmling, machte sie reizbar und empfindlich gegen Jeden, der nicht genügende Ehrerbietung zur Schau trug. Sie hatte seit gestern Kränkung auf Kränkung erlitten und jetzt, wo sie sich gerüstet, einem Prinzen zu beweisen, daß man sie nicht ungestraft vernachlässigen, drängte sich ihr ein Mensch auf, der bewußt oder unbewußt ihrem Stolz dadurch einen höhniischen Stich versetzt, daß er sich auf die Empfehlung ihres Vormundes berief!

Die Baronin zeigte ihrer Gesellschafterin, welche durch eine Seitenthüre eintrat, die Karte Barning's und es war ihrem glühenden Antlitz anzusehen, wie es in ihrem Innern tobte und kochte.

„Ich habe Glück auf Liebenstein“, sagte sie mit bitterer Ironie, „ich erfahre auf der Stammburg meines verstorbenen Oatten Ueberraschungen, als hätten die Geister der stolzen Ahnen des Geschlechtes sich verschworen, mich von hinnen zu treiben. Der Prinz, der mir in Berlin wie mein Schatten folgte, läßt mich auf seinen Besuch warten, der Förster, dem ich den Dienst kündige, läßt mir sagen, daß ich als bürgerlich Geborene nicht hieher passe, der Mensch, der mir gestern beinahe mit dem Straßengesetz gedroht, um meinen Wagen in Beschlag zu nehmen, scheint sich als das Drohgepenst zu enthüllen, mit dem die väterliche Freundschaft des Herrn Frelich für meine Person mich veranlassen möchte, ihn bei jeder Ausgabe um Erlaubniß zu befragen. Ich will ihn empfangen, aber ich wollte, ich wäre ruhiger, ich könnte mich mehr beherrschen, um ihn so zu begrüßen, daß er das Wiederkommen unterläßt. Ich fühle, daß ich den Menschen hasse, aber ich weiß, was er will.“

„Sie werden ruhiger sein, gnädige Frau“, entgegnete Helene, „wenn Sie erwägen, daß der Herr Barning gar nicht Ihres Hasses werth, wenn Ihr Argwohn sich bestätigen sollte, daß er aber wahrscheinlich nur in dem Vertrauen freundschaftlichen Gehör zu finden, Ihre Schwelle zu betreten mag.“

„Die Frechheit, die er gestern bewiesen, gibt ihm den Muth dazu. Ich sehe noch den dreisten Blick, mit dem er mich musterte, er hielt mich vielleicht für seinegleichen, weil er mir Blutsverwandtschaft nachweisen kann.“

„Hören Sie ihn erst, gnädige Frau. Ich glaube nicht eher, daß ihn der Zauber, den Sie auf Jeden üben, in den Bann gethan, daß es ganz in Ihrem Willen liegen wird.“

„Ich mehr oder minder schwer es bereuen zu lassen, daß er die Mißfallen zugezogen.“

Die Wange Ella's röthete sich, aber Unwille flammte auf ihren Augen.

„Das klingt wie eine Schmeichelei und ist eine Beleidigung, Fräulein Schubert,“ versetzte sie, und sich kurz abwendend zog sie die Glocke.

Die Thüre vom Vorzimmer öffnete sich, Willi Barning trat ein. Er hatte heute einen schwarzen Anzug angelegt, er erschien in ganz anderer Gestalt, als Ella ihn gestern gesehen, wo er in Hemdärmeln mit bestäubten Kleidern, welche die Spuren vom Erklettern der Felsen und vom Besserkochen aus dem Bache getragen, der Baronin gegenübergetreten. Er hatte in Gestalt und Haltung etwas Ungewöhnliches, das eher einen vornehmen als dreisten Eindruck machte; wäre er Ella unter aristokratischem Namen vorgestellt worden, so hätte ihr Auge wahrscheinlich mit einem Interesse anderer Natur, als das jetzt der Fall war, auf ihm geruht, so war es, als bekämpfe sie die Ueberraschung, die sein Anblick ihr einflößte. Sie hatte den Fremden abfällig stehend empfangen, sie wollte ihn kurz und schroff überhören und in dieser Weise redete sie Barning denn auch an.

„Haben Sie ein Anliegen an mich?“ fragte sie, ihn mit kaltem Blick messend.

„Gnädige Frau,“ versetzte Willi lächelnd, „glauben Sie wirklich, daß ich so dreist wäre, eine Bitte an Sie zu richten, so thöricht, Erfüllung derselben zu hoffen?“

Das Blut stieg Ella in's Antlitz, sie fühlte sich geblühen.

„Sie befinden sich im Irrthum,“ versetzte sie, „ich habe Sie nur angenommen, weil ich eine Bitte erwartete.“

„Dann trage ich Ihnen die Bitte vor, mir Gehör zu schenken.“

„Ich bin unter der Bedingung dazu bereit, daß Sie keine Angelegenheiten berühren, die ich gerichtlicher Entscheidung unterbreitet. Sie berufen sich auf die Empfehlung des Justizrathes Frelich. Sollten Sie es nicht wissen, daß dieser Herr mich gezwungen, die Gerichte gegen ihn anzuklagen?“

„Ich weiß das, gnädige Frau.“

„Und Sie wagen es, mich hier zu behelligen? Wollen Sie etwa in meinem Hause die Sprache wiederholen, die Sie sich gestern mir gegenüber erlaubt?“

„Gnädige Frau, gestern wußte ich nicht, wer Sie waren, aber ich hätte auch zu einer Fürstin nicht anders gesprochen, aber daß man bei einer vornehmen Dame nicht an das Gefühl appelliren, das den Menschen adelt? Ich wußte aber auch noch nicht, daß sich durch die Klust, welche mich von einer Dame trennt, die sich in exklusiven Sphären bewegt, ein Band der Blutsverwandtschaft zieht. Erklären Sie nicht, gnädige Frau,“ unterbrach er sich mit einem Lächeln, als er sah, wie sie wegwerfend aufschaute, „ich bin es schon als Arzt gewöhnt, mich suchen zu lassen, und ein ähnlicher Stolz wie der, welcher Sie befeelt, bewegt mich, verschlossenen Thüren fern zu bleiben.“

„Sie strafen sich selber Lügen!“ rief Ella gereizt und erzürnt, „Sie sind hier! Oder wollten Sie mir nur die Leutlichkeit sagen, daß die vorgebliche Verwandtschaft mit Ihnen vielleicht gar lästig?“

„Warum sagen Sie vorgebliche Verwandtschaft, gnädige Frau?“

„Ich habe meine Ursachen dazu, ich habe es nicht nöthig, Ihnen deshalb Rede zu stehen.“

„Nein. Damen haben das Vorrecht, Beleidigungen auszusprechen, und wenn Sie dieses Vorrecht zweifelhaften Charakters ausbeuten wollen, so bin ich wehrlos.“

„Sie werden beleidigend, Herr Barning! Ich habe einen Zweifel ausgesprochen, den mein Anwalt gerichtlicher Entscheidung unterbreitet hat, über den ich nicht mit Ihnen reden kann. Brechen wir das Gespräch ab, Sie vergessen die Bedingung, die ich gestellt.“

„Gnädige Frau, nur ein Wort. Der Justizrath Frelich hat erst gestern Abend darüber Gewißheit erhalten, daß ich ein Sohn des unglücklichen Otto Barning, er konnte es daher nicht ahnen, wie ich als solcher über das Testament des Herrn Vaters denke. Ich meinerseits hatte bis gestern keine Ahnung davon, daß Verwandte meines Vaters nicht und meiner gedacht. Wenn ich nun allein in der Zukunft zu Ihnen käme, Ihnen zu erklären, daß Sie es nicht nöthig haben, meinerwegen das Testament anzugreifen, ich ich keine Ansprüche erhebe, so werden Sie milder über meine Zudringlichkeit urtheilen.“

(Fortsetzung folgt.)

gelöst hat, kann ungehindert zwischen Zuschauertraum und Theater verkehren. Wünscht aber Jemand, im Laufe des Tages das Schauspielhaus auf einige Zeit zu verlassen, um später wiederzulehren, dann erhält der Betreffende nicht, wie bei uns, eine Contremarke, sondern er streckt bei der Thüre einfach seinen Arm aus, worauf ihm der Billeteur auf das Handgelenk eine Stampiglie aufdrückt. Bei der Rückkunft hat er bloß das gestempelte Gelenk vorzuzeigen, um eingelassen zu werden. Auf diese Weise schützt sich die Theaterunternehmung vor dem Mißbrauch mit Retourmarken. Sperrstige oder Bänke gibt es in den japanesischen Theatern nicht. Männer und Frauen lauern, das ewige Pfeischen im Munde, nach Freunden und Familiengruppen, auf dem Boden. Als wir eintraten, führten dreihundertvierzig Tänzerinnen eine Art Ballet auf, das auf uns Europäer wenigstens einen höchst melancholischen Eindruck machte. Als der Tanz zu Ende war, verließen die Tänzerinnen im Gänsemarsch die Bühne; aber nicht etwa rechts oder links seitwärts, sondern nach vorne durch die Masse der Zuhörer schritt hindurch, auf eigenen, frei gehaltenen Gängen. Alle Schauspieler und Schauspielerinnen kommen und gehen auf diese Weise. Die Garderoben der Künstler befinden sich demgemäß nicht auf der Bühne, sondern im Vordertrakt des Gebäudes. Das Orchester dient einem doppelten Zweck. Es besteht theils aus Instrumentalisten, theils aus Sängern, welche getrennt in vergitterten Verschlägen auf beiden Seiten der Bühne sitzen. Während auf der Instrumentenseite die Kesselpaule, ferner das „Samisen“ — ein Instrument, das sich durch die Produzierung eines höchst unmelodischen Geträßes auszeichnet — die Hauptrollen spielen, ertönt auf der Vokalistenfront von Zeit zu Zeit ein äußerst monotoner und melancholischer Singklang. So oft dieser Singklang anhebt, halten die Schauspieler auf der Bühne in ihrem Spiele ein und bleiben bewegungslos und stumm stehen oder sitzen. Es sind die „Jorurijänger“, deren Pflicht es ist, der Zuhörerschaft zu schildern, von welchem Gedanken der betreffende Schauspieler in diesem Augenblick bewegt ist, die Leidenschaft auszumalen, welche seine Brust zerreißen oder sein Herz mit Trauer erfüllen.

Nachdem die Tänzerinnen sich zurückgezogen hatten, wurde das eigentliche Stück, in welchem der Tanz bloß ein Intermezzo gebildet hatte, fortgesetzt. Da zur Zeit unseres Eintritts die achte Abendstunde bereits vorüber war, fanden wir die Handlung des Dramas — denn ein solches war es, wie sich bald zeigen wird — schon ziemlich vorgeschritten. Die Szene zeigte ein nettes Theaterschänken. Auf der Rampe vor demselben stand ein mit zwei Schwertern umgürteter Mann, welcher von einem Mädchen einen Trunk verlangte, den es ihm unter possirlichen Gliederverrenkungen, die entsetzliche Furcht ausdrückten, darreichte. (Hier sei eingeklinket, daß auf dem Theater Japans gleich jenem des antiken Griechenland die Rollen der Frauenglieder von Männern dargestellt werden. Deshalb gilt auch das Auftreten der früher erwähnten Tänzerinnen, als wirklicher Weibspersonen, für eine epochale Neuerung im Theaterwesen Japans, die von der Obrigkeit nur unter der Bedingung gestattet worden war, daß die von den Tänzerinnen bezogenen Gagen wohlthätigen Zwecken überliefert werden. Von was die armen japanesischen Ballettstücken unter solchen Umständen leben, ist eine Frage, die zu stellen ich als gebildeter Europäer unterlassen habe.) Offenbar war der Mann mit den zwei Schwertern schon erst in einen blutigen Streit verwickelt gewesen, denn das eine dieser Schwerter, das er, der Scheide ledig, in der Hand trug, triff von frischem rothem Saft. Während er trank, hielt er die Waffe hinter seinem Rücken, um die furchtame junge Dame zu beruhigen. In diesem Augenblick stürzte aber eine Anzahl Männer, bewaffnet mit Stöcken, Beilen und anderen improvisirten Waffen, aus dem Theaterschänke heraus und hieb, vermuthlich in Fortsetzung des früher begonnenen Streites, auf den Zweischwertigen ein. Doch dieser, von dem frischen Trunk gestärkt, erwies sich als ein unbewinglicher Held. Sein furchtbares Schwert durchstach ein paarmal wuchtig die Luft, worauf die Angreifer ruhig stehen blieben und sich ohne weitere Gegenwehr niederzulegen ließen, wobei die Bühne von einem überreichen Blutbade überströmt wurde. Ich konnte nicht entdecken, mittelst welchen geschickten Kunstgriffes sie die Massen Blutes herbeischafften. Es schien uns sonderbar, daß die Sympathien des Publikums durchaus auf Seite des Wütherrichs mit den zwei Schwertern waren, ein Umstand, der uns jedoch erklärlich wurde, als wir über den Stand der Handlung näher unterrichtet worden waren. Es war die alte Geschichte von treuer Männerliebe und weiblicher Falschheit. Dem Zweischwertigen war von seinem Gebieter ein kostbares Familien-erbstück zur Aufbewahrung übergeben worden. Dasselbe, eine ungetreue Geliebte, zettelte mit einem Nebenbuhler eine Verschwörung an, um ihn dieses Schatzes zu berauben. Die Schandthat gelang und der Zweischwertige hatte nicht bloß das Herz gebrochen, sondern, was noch schlimmer war, seinen Ruf als treuer Diener verloren. Zuletzt finden wir ihn im Hause seines Oheims und seiner Tante, um die letzte That zu vollbringen, die einem unglücklichen und entehrten Japanesen erbringt — den Harakiri. Mit artiger Geberde entlehnt der Kasse seiner Tante Taschentuch, welches sie ihm gracios überreicht. Er wickelt das Tuch um die Mitte der Klinge seines Schwertes und stößt sich dann die Waffe in den Magen. Die Galerie bricht dabei in Jubel aus, der sich zum Enthusiasmus steigert, als der Märtyrer seiner Ehre mit dem Schwerte in der Wunde herumwühlt, aus der unbegrenzte Mengen rothen Blutes entspringen. Damit war die zweihundertundsiebente Szene und auch das Stück zu Ende.

Hegerei!

Ein eigenthümliches Gesetz wurde im Jahre 1770 von dem englischen Parlament zum Schutze der Männer erlassen. Durch dasselbe wurde bestimmt: „Daß alle Frauen, was immer ihr Alter, Rang, Gewerbe oder Grad sein möge, ob Mädchen oder Wittve, die nach Erlaß dieses Gesetzes irgendwelche britische männliche Unterthanen betrügen und durch Parfümerien, Schminke, kosmetische Waschwasser, künstliche Zähne, solches Haar, spanische Wölle, eiserne Schnürleiber und hohe Haden zur Ehe verleiten würden, dieselbe Strafe erleiden sollten, die gegen Hegerei oder ähnliche Verbrechen bestimmt sei, und die unter solchen Umständen geschlossenen Ehen sollten, nach Ueberführung der schuldigen Partei, null und ungültig sein.“

Bilderräthsel



Auflösung des Bilderräthfels Seite 299:

Wer nicht schweigen kann, kann auch nicht reden.

S o m o n y m e.

Wer's ist, hat sich viel Mühe gemacht,
Wer's macht, wird weidlich ausgelacht.

Auflösung des Räthfels Seite 299:

Kumme — Emma — Ammer.

Kleine Korrespondenz.



J. H. R. St. in G. Die Kryptalle werden allem Anscheine nach von farbigen Bronzen gebildet und auch zu den Körnern dürfen Metalllegierungen verwendet sein.

Hr. Elise Hering in S. Wir danken Ihnen bestens für die Auskunft, daß es ein solches Journal unter dem Titel: „Zeitschrift für Kunstgewerbe in Frauenhand“ gibt, das, herausgegeben von Fräulein von Bismarck, in München erscheint.

Abonnentin in Trebnitz. Das Manuscript diesem einzusenden. Vielleicht die „Deutsche Jugend“, Leipzig, oder der Verlag von Thiememann (Hofmann), Stuttgart.

H. J. in Bregenz. 1) Ist uns nicht bekannt. 2) Neue Politur: Schellack, Benzol je 1 1/2 Theil, Drachenzug 1/15 Theil, sämmtlich gelulvert, in gereinigtem Holzgeist (8 Theile) durch leichtes Erwärmen aufgelöst und durch Glaseel gefiebt. 3) Das hängt ja ganz von der Begabung, Gesundheit und Art des Betreffenden ab.

S. Immentrop in G. Die B. Rec. bei Wilhelm Spring. Gummiwahrenhandlung, Stuttgart. Die Hausapotheken und entsprechende Bucher bei Edwin Dahn, Stuttgart.

Hrn. F. A. in Frankfurt a. M. Bei der großen Billigkeit der Hestographen wird Niemand mehr diese sich selbst verfertigen. Recepte zur Herstellung der Masse und für Tinte haben wir schon öfter gegeben. Lesen Sie nur in früheren Heften nach.

Hrn. L. B. in Worms. Ein bestimmtes Blatt dafür kennen wir nicht. In gebirgen Zeitungen. Den Geschäften der Art ist wenig zu trauen. Rekommandation.

Hrn. F. B. in München. Arithmogryph. Lösung oft schon ähnlich dagewesen. Räthselprung. Ist das Original — noch nie gedruckt?

Hrn. W. Fink in Minneapolis. Sie können Holz gut vor Beschädigung durch Regen u. dgl. durch doppelte Beschichtung mit einer halt gefestigten Lösung von Jinchlorid oder Kupferessigsäure.

Hrn. G. M. 1) Da gibt es kein Buch darüber, sondern nur Sammlungen geschlicher Bestimmungen. Durch jede Buchhandlung zu beziehen. In jedem Saate anders. 2) Warme Bäder. Wenn alt, wohl kaum noch zu verwirklichen.

Hrn. J. Bremer in Karlsruhe. Versuchen Sie es mit den Spieltactenlactons (in Buchform) von Otto Rehl, Berlin, Neue Friedrichstraße 21 b.

Hrn. O. Gr. in Breslau. So nennt man in Frankreich gewisse Arten kupferner Kochtöpfe für die alten Dreifußherde.

Hrn. S. in Neustettin. Herzlichen Dank für die freundliche Gefinnung. Sie haben recht gerathen. Wenn möglich noch in diesem Jahrgang, sonst gleich zu Anfang im nächsten. Bewahren Sie dem Autor diese Theilnahme.

Aus Natur und Leben.

Ein Besuch im Theater zu Tokio.

Das neue Theater in Tokio war trotz seiner ungeheuren Ausdehnung am Abend unseres Besuchs dicht gefüllt, wiewohl die Eintrittspreise im Vergleiche zu den in Europa üblichen überaus hoch sind. Allein für das viele Geld genießt man den Vortheil, daß man den ganzen Tag lang drinnen bleiben kann. Wenn daher ein Japanese in's Theater geht, so gilt ihm das Theaterbesuch als ein volles Tagewerk. Mit dem Zuschauer steht ein Theehaus in Verbindung, in dem zu mäßigen Preisen Erfrischungen geboten werden. Wer seine Eintrittskarte

„Bücherwurm“ in Kbg. Den Jahrgang 1874 unseres Journals können Sie allerdings noch zum ermäßigten Preise von 3 Mark beziehen. Der Vorrath hiervon ist jedoch nur noch sehr gering und wollen Sie eventuell sofort bei Ihrer Buchhandlung bestellen.

Wichtige Abteilungen von Rebus, Charaden, Räthseln etc. sind uns zugegangen von Hrn. Mathilde Weishaar, Zürich; Bertha Kluge, Berlin; Ottilie Werner, München; Gretchen Seblon, Seifort; Friederike Gensile, Stettin; Louise Ehlers, Hannover; Ottilie Regensbach, Ravensburg; Hrn. D. Dobmann, Karlsruhe; E. Wegel, Strassburg; G. Müller, Ratibor; J. Runge, Mannheim; G. Bernheim, Posen; J. Frankle, Ulm; R. Stern, Köln; A. Mauren, München; E. Dettigheimer, Augsburg; J. Traut, Bern; R. Söfen, London; W. Meunier, Luzern; J. Gebel, Vahr; E. Manz, Hamburg; R. Börs, Bregenz.

Hrn. G. B. in D. Ihre Anfrage unserem ärztlichen Mitarbeiter übergeben.

Hrn. J. R. L. in P. Dießmal in der Form nicht ganz reif, aber auch wieder empfindungsreich und gut gedacht.

Hrn. J. B. in Verchesgaden. „Vogel“ ist plattdeutsch statt „Vogel“.

Frau E. v. G. in Leipzig. Darüber ist schwer zu entscheiden von Anderen, das muß man mit dem eigenen Herzen ausmachen; nicht immer ist aber in der Stimme des Herzens auch die Bürgschaft für eine gute Wahl.

Hrn. W. R. in Adln. Der Verlag von Franz Kirchheim in Mainz wird Ihnen dergleichen vorlegen.

Hrn. E. Varfuß in D. Franz Kirch hat „Knechtchen von Tharau“ zur Helden eines sehr hübschen erzählenden Gedichtes gemacht. Ist als Prachtausgabe erschienen (Leipzig, Reimer).

Abonnent in Leefeld. Dem flüssigen Gummi wird etwas Spiritus zugefügt.

Hrn. Ottilie G. in Adln. Brauner Schellack aufgelöst in Alkohol und mit einem Pinsel aufgetragen.

Abonnent in Götting. Weran sowie Vogen haben Vororte, wo Sie das Gewünschte finden. Klimatische Bedingungen gleich — oft günstiger.

Hrn. P. R. in Lodz. Wenden Sie sich an die Direction der Seemannsschule in Hamburg, Steinwälder. Das wird am praktischsten sein.

Abonnent in P. wünscht ein sicheres und schnell wirkendes Mittel gegen die Räude der Hunde.

D. J. in Chicago. Fischschuppen über Wachsflügelchen gezogen sind eine bekannte Nachahmung der Perlen, natürlich sehr zerbrechlich. Besorgte Mutter in Reval. Vor Allem Pegli bei Genua. Im Hotel Mediterraneo, deutscher Wirth. Berathen Sie sich aber doch vorher mit einem Arzt oder wenden Sie sich wenigstens an Dr. Zürer in Pegli. Die Reise ist groß.

Anfragen.

24: Wie stellt man Rad für schwarze Strohhüte her?
Abonnent in Solothurn.

Antworten.

Auf 23, Oelbrudbilder zu reinigen: Man reibt durch ein feines Haarsieb reine Asche von Buchen oder Eichenholz auf das Bild, dann reibt man diese sehr gelinde mit Seifenwasser aus venetianischer Seife und vermittelst eines weichen Schwammes einige Minuten auf dem Bilde, spült sie dann mit dem Seifenwasser ab, spült mit reinem Wasser nach und trocknet mit einem weichen sauberen Tuche ab. Sollten die Bilder nur wenig unrein sein, so thut auch Abwaschen vermittelst eines Wollenslappchens mit dem Seifenwasser allein schon gute Dienste.

Redaktion: Hugo Rosenthal-Bonin in Stuttgart.

Inhalts-Übersicht.

Text: Die Hochstapler, Roman von Hans Wadenhausen. Fortsetzung. — Unter täglichem Probd. Gedicht von G. Lang. — Das Abundantienhaus mit den „Kaiserthallen“ in Berlin, von Oscar Gerd. — Denksprüche. — Ein Carneval zu Adln, Novelle von W. Vossauer. — Eine Hochzeit in Kassel (Stützpunkt). — Die große Wachtel, ein Blatt aus dem neapolitanischen Volkleben von Th. Trebe. — Ein Teppichbazar in Kairo. — Englische Kavallerie im Sudan. — Chinesischer Thee. — Die schone Wittwe, Roman von G. v. Dedenroth. Fortsetzung. — Aus Natur und Leben: Ein Besuch im Theater zu Lötio; Gezeiten! — Bilderbüchlein. — Romanzette. — Kleine Correspondenz. Illustrationen: Unter täglichem Probd. Originalzeichnung von Julius Adam. — Das Abundantienhaus mit den „Kaiserthallen“ in Berlin, Originalzeichnung von W. Gerd. — Eine Hochzeit in Kassel (Stützpunkt), nach einer Skizze von A. Hartung. — Teppichbazar in Kairo, Originalzeichnung von F. G. Welsch. — Englische Kavallerie im Sudan, Zeichnung von Stanley Vertice.

Deutsche Verlags-Anstalt (vormals Eduard Hallberger) in Stuttgart und Leipzig.

Allen Gebildeten, allen Freunden unserer klassischen Bildung kann das nun vollständig vorliegende Prachtwerk unseres Verlags auf's Wärmste empfohlen werden:

Goethe's Werke.

Illustrirte Pracht-Ausgabe

mit

mehr als 1000 Illustrationen erster deutscher Künstler

herausgegeben von

Prof. Dr. Heinrich Dünker.

Nebst Goethe's Porträt und Lebensabriß

Fünf Prachtbände. Gr. Lex.-Ottav.

Fein geb. in ganz Leinwand mit reicher Gold- und Schwarzdruck-Verzierung.

Preis 60 Mark.

Das Prachtwerk kann auch nach und nach in 90 Lieferungen à 50 Pfennig durch jede Buch- und Kunsthandlung des In- und Auslandes bezogen werden.

Ein Werk, das Generationen hindurch der größte Schatz jeder Hausbibliothek sein wird. Durch seine Abmahnung der Verfalls vor werthlosen Lieferungsromanen und dergleichen wird der Geist erzielt, wie durch solche Herz und Auge erfreuende klassische Ausgaben, und in diesem Sinne kann man dieser herrlichen und doch billigen Goethe-Ausgabe nur die größte Verbreitung wünschen. Dresdener Nachrichten.

Einladung zum Abonnement auf die

Deutsche Romanbibliothek.

In wöchentlichen Nummern von je drei Bogen. Preis 2 Mark pro Quartal. — In vierzehntägigen Heften in elegantem Umschlag. Preis 35 Pfennig pro Heft.

Der neue, dreizehnte Jahrgang enthält in den bis jetzt erschienenen Nummern schon folgende Romane:

Die schöne Wienerin. Roman von Hieronymus Lorm.
Die tolle Braut. Roman von Eugen Salinger.

Der Adjutant der Kaiserin. Roman von Gregor Samarow.
Dornenkronen. Roman von Ida Boy-Ed.

— Außerdem ein reichhaltiges Feuilleton. —

In der gleichzeitig mit dieser Nummer ausgegebenen Nummer 18 der „Deutschen Romanbibliothek“ beginnt neu: „Daniela“, Roman von B. Oulot.

Der Abonnent auf die „Deutsche Romanbibliothek“ bekommt in jedem Vierteljahr den Inhalt von etwa sechs Romanbänden üblichen Umfangs für nur 2 Mark. er bezahlt also für den Inhalt eines Romanbandes, der sonst zum wenigsten 3 Mark kostet, nur etwa 30 Pfennig! —

Wir laden besonders alle mit Neujahr neu eingetretenen Abonnenten auf die „Illustrierte Welt“ zum Abonnement auf unsere „Deutsche Romanbibliothek“ als überaus billiges Ergänzungs-Journal freundlichst ein.

Stuttgart.

Deutsche Verlags-Anstalt (vormals Eduard Hallberger).

Ankündigungen.

Die fünfmal gebaltene Kompositionelle oder deren Raum 1 Mark.

Enorme Preisherabsetzung!

Eine ganze klassische Bibliothek für 30 Mark
1) Schiller's sämmtl. Werke, 12 Bände,
2) Goethe's Werke, 16 Bände,
3) Lessing's sämmtl. Werke, 6 Bände,
4) Körner's sämmtl. Werke in 1 Band,
5) Hauff's sämmtl. Werke in 2 Bänden,
6) Shakespeare's sämmtl. Werke, 12 Bände,
7) Homer's sämmtl. Werke, 2 Bände,
8) Dikakke's sämmtl. humor. Novell. 3 Bände,
9) Kleist's dramat. Meisterwerke, 2 Bände.
Alle neun anerkannt vorzüglichen Werke in schönem, großem Format und in den prächtigsten Einbänden zusammen

für nur 30 Mark!

Liefert unt. Garantie für neu und fehlerfrei
Selmar Hahne's Buchhandlung,
Berlin 8, Pringelstraße 54.
Seriös gegen Einleitung od. Nachnahme.
Verzeichnisse vertheilt, bedeutend im
Preise herabgesetzter Bücher gratis. 775

Briefliche Kaufmännische Ausbildung

und Schnell-Schön-Schreiben.
Erfolg durch ● garantiert.
Otto Siede-Elbing.
Prospekt, Probebrief gratis.

Gratis versendet versieg. Brochüren über

Orden.

Titel, Adel etc. B. Walden. 41 Princes
Square, Kennington-Park, London S. E.

J BRANDT & G. W. NAWROCKI
besorgen & verwerthen
PATENTE
in allen Ländern
BERLIN W.
124 Leipziger Str. 124

Humoristika

aus dem Verlag der
Deutschen Verlags-Anstalt (vorm. Ed. Hallberger)
in Stuttgart und Leipzig.

Ein vollständiges
Conversationslexikon
für 2 Mark 70 Pf.!

Kurzgefasstes Lexikon des allgemeinen Wissens.

Ein starker Band von 442 Seiten auf
festem Papier gedruckt.
Preis broschirt 2 Mark 70 Pf.
dauerhaft gebunden 3 Mark 50 Pf.

Urtheile:

Elberfelder Zeitung: „Das Buch enthält auf 442 Seiten in ca. 40.000 Artikeln ein vollständiges Handwörterbuch, alles Wissenswerthe aus der Geschichte, das Wichtigste aus dem Leben hervorragender Personen der Geschichte, Wissenschaft und Kunst, nähere Angabe über alle Städte und alle Orte über 1200 Einwohner des Deutschen Reichs, Oesterreichs und der Schweiz, sowie alle bedeutenden Orte des Auslandes, das Wichtigste aus der Astronomie, Naturgeschichte etc., bietet somit ein sehr gutes Lexikon und zwar zu dem billigen Preise von 2 M. 70 Pf.“

Frankfurter Zeitung: „Das vorliegende Lexikon ist nicht überflüssig in der stättlichen Menge der Lexika, denn wir kennen kein zweites, das in so kurzer Fassung eine solche Reichhaltigkeit des Stoffes bietet. Haben wir richtig geschätzt, so beläuft sich die Anzahl der Worte, die erklärt oder näher bezeichnet werden, auf ca. 40.000; gewiss eine stattliche Anzahl für einen Band von 442 Seiten. Berücksichtigt sind folgende Wissenschaften: Geographie, Geschichte, Naturwissenschaften, Literatur, ausserdem die Kunst (Persönliches und Sachliches), die verschiedenen Sphären der Technik, Landwirtschaft u. s. w., und endlich ist in dem Lexikon ein vollständiges Fremdwörterbuch enthalten, bei dessen einzelnen Wörtern jeweils Abtammung und Aussprache angegeben sind. Der Druck ist vorzüglich und erleichtert den Gebrauch, so dass Alles zusammenwirkt, aus dem Lexikon ein handliches, inhaltreiches und praktisches Nachschlage- und Auskunftsbuch zu machen.“

Gegen Frankfurter Zeitung des Betrages liefert die Verlagsbuchhandlung das Buch franko. 798

Farbige und schwarzseidene Grenadines Nr. 1.
35 Pf. per Meter bis Nr. 14. 80 Pf. (in 10 verschied. Qual.) versendet in
eigenen Rollen und ganzen Stücken kostenfrei ins Haus das Seiden-Fabrik-Depot von
G. Henneberg (Königl. und Kaiserl. Hoflieferant) in Zürich. Muster umgehend.
Briefe kosten 20 Pf. Porto nach der Schweiz. 840

Zwanzigjähriger Erfolg!
Das ist jetzt bekannt, einzig wirklich
sichere Mittel zur Herstellung eines Bartes ist
Professor Dr. Roden's
Bart-Erzeuger.
Garantie für unbedingten Erfolg innerhalb
4 bis 6 Wochen, selbst bei jungen Leuten von 17 Jahren.
Abolirt unendlich für die Haut. Täglich
versendet. Flacon Nr. 2. 50. Doppelflacon Nr. 4.
Allein echt zu beziehen von Giovanni
Gorghi in Köln a. Rh., Eau de Cologne-
und Parfümeriefabrik. 732

Doornkaat
Alte Wälderbrandwein
WOLDEMAR SCHMIDT, DRESDEN. Dampfbrennerei.

Die allein echte ENGLISCHE Kaltwasserseife ist Sinclair's.

SINCLAIR'S
Die beste und wirksamste Seife für
Wäsche im Hause.

Erspart Geld, Mühe,
Zeit, Feuerung und
Verdross.

Ist jetzt in fast allen Colonialwaren- und Droguen-Handlungen
zu haben.

Fabrikant: JAMES SINCLAIR, Southwark, LONDON.
VOR NACHAHMUNG WIRD GEWARNT.

30 Bild. 1. Cottaden. D. urtheile III. Buch
75 Pf. 2. Wt. Franzenszimmer 50 Pf.
Pikante Bilder und Phot. Katalog gratis.
Artist. Institut 5 Aschaffenburg.

150 Briefmarken für 1 Mk.
Alle garantirt echt,
alle verschieden, z. B. Canada, Cap. Indien,
Chili, Java, Brschw., Australien, Sardinien,
Rumänien, Spanien, Viet. etc. R. Wiering in
Hamburg. 787

Münchenhausen's Abenteuer und Reisen, illustirt von Gustav Doré. M. 9. — van Dewall, Aus meinen Kadettenabtheilungen.
Köchin, illustirt von Ehrentraut. M. 4. — Sämmtlich fein gebunden. — Busch, Hans Hucklebein, der Unglücksrabe, die
Pusterrohr, das Bad am Samstag Abend. Cart. M. 3. — Busch, Die kühne Müllerstochter, der Schreihals, die Frise. Cart. M. 3.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt (vormals Eduard Hallberger) in Stuttgart.

Apfelsinen

(Orangen) oder Citronen von Bellen.
feinste, reife, gewählte Früchte vom
Ernte 35 bis 45 Stück in einem Korb
10 Pfund-Gewicht, versendet nach ganz
Deutschland postfrei gegen
Nachnahme von Mk. 2,90

R. Maiti in Triest.

Bei Abnahme von 3 Kisten auf einmal
auf eine Abreise und frankierte
Versendung des Betrages 25 Pf. v. Nach
Nach. Nach. Nach. Nach. Nach.
gilt, 4 fl. 1,90, resp. fl. 1,75 pr. Kiste.

Taschentücher

in bester Qualität u. zu Fabrik-
preisen direct u. ohne Zwischen-
handel an den Consumenten aus
der Taschentuch-Weberei v.

Wilhelm Bertram
Lauban i/Schl.

Freiliste und Muster gratis.
Reines Leinen garantirt.

Internationales

Patent-Bureau
Alfred Lorentz, Berlin S.W.

Besorgung u. Verwerthung von Patenten
in allen Ländern. Auskunft über jede
Patentangelegenheit (Prospekt gratis).

Sichere HEILUNG aller
Fisteln und dergl. Rasterei nicht
A. Schormann, Schönm.
Stottern!

wird brieflich geheilt. Anfr. m. Post-Mark
Arthur Heimerding, Strassburg i. E.